

27. Jahrgang

**4/2000**

Vierteljahres-  
zeitschrift für  
Stadtgeschichte  
Stadtsoziologie  
und  
Denkmalpflege



## Die barocke Stadt

---

Hans Schultheiß

---

Washangau in Momoly

---

Harald Kegler

---

Oranienbaum in Sachsen-Anhalt

---

Harald Bodenschatz  
Johannes Geisenhof

---

Wilhermsdorf in Bayern

---

Kerstin Gothe

---

Ludwigsburg in Baden-Württemberg

---

Erich Konter

---

Potsdam in Brandenburg

---

Dieter Zander  
Hans J. Zimmermann

---

Ludwigslust in Mecklenburg-Vorpommern

---

Kohlhammer

---

Herausgegeben von Otto Borst



ISSN 0170-9364

Die alte Stadt. Vierteljahresschrift  
für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie  
und Denkmalpflege

Im Auftrag der Arbeitsgemeinschaft  
Die alte Stadt und in Verbindung mit  
Helmut Böhme, Eberhard Jäckel,  
Jürgen Zieger und Friedrich Mielke  
herausgegeben von Otto Borst

*Redaktionskollegium:* Prof. em. Dr. OTTO BORST, Historisches Institut der Universität Stuttgart, Keplerstraße 17, 70174 Stuttgart (Herausgeber) – Prof. Dr. AUGUST GEBESSLER, Die alte Stadt, Postfach 100355, 73726 Esslingen a. N. (Geschäftsführer der Arbeitsgemeinschaft) – HANS SCHULTHEISS, Die alte Stadt, Postfach 100355, 73726 Esslingen a. N. (Chefredakteur).

Professor Dr. HARALD BODENSCHATZ, Technische Universität Berlin, Institut für Sozialwissenschaften, 10587 Berlin – Prof. Dr. DIETRICH DENECKE, Universität Göttingen, Geographisches Institut, 37077 Göttingen – Prof. Dr. ANDREAS GESTRICH, Universität Trier, Fachbereich III: Geschichte, 54286 Trier – Prof. Dr. TILMAN HARLANDER, Universität Stuttgart, Fakultät für Architektur und Stadtplanung, 70174 Stuttgart – Dr. HELMUT HERBST, Museum und Galerie der Stadt Waiblingen, 71328 Waiblingen – Prof. Dr. JOHANN JESSEN, Universität Stuttgart, Städtebauliches Institut, 70174 Stuttgart – Prof. Dr. RAINER JOOSS, Historisches Seminar an der Pädagogischen Hochschule Schwäbisch Gmünd, 73525 Schwäbisch Gmünd – Dr. URSULA VON PETZ, RWTH Aachen, Planungstheorie und Stadtplanung, 52062 Aachen – VOLKER ROSCHER, Bund Deutscher Architekten der Hansestadt Hamburg, Stephansplatz 5, 20354 Hamburg – Prof. Dr. JOACHIM B. SCHULTIS, Mittlerer Rainweg 63, 69118 Heidelberg – Prof. Dr. DIETER SCHOTT, Department of Economic and Social History, University of Leicester – Prof. Dr. HOLGER SONNABEND, Universität Stuttgart, Historisches Institut, 70174 Stuttgart.

*Redaktionelle Zuschriften* und Besprechungsexemplare werden an die Adresse der Chefredaktion erbeten: 73726 Esslingen am Neckar, Postfach 10 03 55, Tel. (07 11) 35 12-32 42, Fax (07 11) 35 12-24 18.

*Die Zeitschrift* Die alte Stadt ist zugleich Mitgliederzeitschrift der ca. 160 Städte umfassenden Arbeitsgemeinschaft Die alte Stadt e.V. und erscheint jährlich in Vierteljahresbänden mit einem Gesamtumfang von etwa 320 Seiten. Der Bezugspreis im Abonnement beträgt jährlich DM 165,- zzgl. Versandkosten DM 5,-; Vorzugspreis für Studierende gegen jährliche Vorlage einer gültigen Studienbescheinigung DM 125,- zzgl. Versandkosten DM 5,-; Einzelbezugspreis für den Vierteljahresband DM 45,50 einschließlich Mehrwertsteuer und zuzüglich Versandkosten ab Verlagsort. Preisänderungen vorbehalten. Abbestellungen sind nur 6 Wochen vor Jahresende möglich.

*Verlag, Vertrieb und Anzeigenverwaltung:* W. Kohlhammer GmbH, 70549 Stuttgart, Tel. 0711 / 7 86 30. Verlagsort: Stuttgart. Gesamtherstellung: W. Kohlhammer Druckerei GmbH + Co., Stuttgart. Printed in Germany. *Die Zeitschrift* und alle in ihr enthaltenen einzelnen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Alle Urheber- und Verlagsrechte sind vorbehalten. Der Rechtsschutz gilt auch für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Jede Verwertung bedarf der Genehmigung der W. Kohlhammer GmbH. Der Verlag erlaubt allgemein die Fotokopie zu innerbetrieblichen Zwecken, wenn dafür eine Gebühr an die VG WORT, Abt. Wissenschaft, Goethestraße 49, 80336 München, entrichtet wird, von der die Zahlungsweise zu erfragen ist.

Verlag W. Kohlhammer Stuttgart Berlin Köln

INHALT

Die barocke Stadt

HARALD BODENSCHATZ / HANS SCHULTHEISS, Die barocke Stadt –  
ein Stiefkind der „europäischen Stadt“? – Editorial . . . . . 255

ABHANDLUNGEN

HANS SCHULTHEISS, Washangau in Momoly: Städtereisen mit Carl Ignaz Geiger . . . . . 257

HARALD KEGLER, Oranienbaum in Sachsen-Anhalt: ein barockes Mosaik  
des Dessau-Wörlitzer Gartenteichs. . . . . 269

HARALD BODENSCHATZ / JOHANNES GEISENHOF, Wilhermsdorf in Bayern:  
ein barockes Aschenputtel . . . . . 283

KERSTIN GOTHE, Ludwigsburg in Baden-Württemberg: eine barocke  
Mittelstadt in einem Ballungszentrum . . . . . 300

ERICH KONTER, Potsdam in Brandenburg: ein Kultort absolutistischer Herrschaft . . . . . 316

DIETER ZANDER, Residenzstadt Ludwigslust in Mecklenburg-Vorpommern.  
Denkmalpflegerische Zielsetzung unter dem Aspekt der Farbe. . . . . 339

HANS JÜRGEN ZIMMERMANN / LI PATZELT, Stadterneuerung in Ludwigslust  
nach 1989: Das Garnisonsgelände und der Alexandrinenplatz . . . . . 346

AUTOREN . . . . . 354

## Die barocke Stadt – ein Stiefkind der »europäischen Stadt« ?

### *Editorial*

Die Barockstadt ist nicht gerade ein Lieblingskind der deutschen Propheten der »europäischen Stadt«, die sich unter Architekten und Stadtplanern immer lautstarker tummeln. Europäische Stadt, das bedeutet doch: Marktplatz, funktionale Mischung, architektonische Vielfalt, öffentlicher Raum für alle. Und zuallererst: Bürgerherrschaft. Für dieses Idealbild aber scheint die absolutistische Barockstadt nicht zu taugen. Mit ihren Schlössern, verschlossenen Parks und allseits oktroyierter hierarchischer räumlicher Ordnung erscheint sie eher als eine Art Betriebsunfall, als Stiefkind der europäischen Stadtbaugeschichte, über das man heute am besten schweigt. Wie will man auch der so schrecklichen »US-amerikanischen Stadt« die gute »europäische Stadt« entgegenhalten, wenn darin noch das Puderface des Absolutismus durchscheint. Nein – die Barockstadt hat ganz und gar nichts mit der uns so lieben, schönen europäischen Stadt zu tun!

Ist das wirklich so? Ist das nicht etwas kurzsichtig? Die europäische Stadt war nicht nur ein Hort der Freiheit, Toleranz und des gerechten Austauschs. Sie war auch Ort der absoluten Herrschaft, der harten gesellschaftlichen Konflikte, Ort von Unterdrückung, Ausgrenzung und Pogrom. Hat unser heutiges Insistieren auf eine »political correctness« in Wahrheit nicht auch eine »urbanistic correctness« bewirkt? Die Barockstadt jedenfalls, so meinen wir, ist in vielerlei Hinsicht prägend für die europäische Stadt.

Auffallend an der Barockstadt ist zuallererst die Dominanz des Städtebaus über die Architektur, die Unterordnung aller Bauten und Freiräume unter ein Gesamtkonzept mit dem Schloss als Höhepunkt. Auffallend ist die selbstverständliche Vernetzung von architektonischen, landschaftsgestalterischen und stadtplanerischen Aspekten in einem Gesamtplan. All dies verweist auf eine starke Rolle des Staates bzw. des Fürsten im Städtebau. Dies ist eine Besonderheit des europäischen Städtebaus, die bis heute fortwirkt, als relative Stärke der staatlichen Verwaltung, aber auch als immer wieder aufflackernde Sehnsucht nach dem starken Mann im Städtebau.

Auffallend ist weiter der gestalterische Aufwand, die Inszenierung der Stadt bis ins kleinste Detail hinein. Ein Aufwand an »Schönheit«, der auch noch dem kleinen Untertan ein wenig zugute kommen durfte. Diese Schönheit kümmerte sich wenig um die Prinzipien eines schlichten Funktionalismus. Wichtig war die Kulisse, die Fassade, die Szenerie, auch wenn oder gerade weil sie den Betrachter beeindrucken, womöglich täuschen sollte. Die Inszenierung einer schönen Stadt diente nicht nur zur Reproduktion der Herrschaftsverhältnisse, sondern sie war auch ein Mittel der Konkurrenz der absoluten Herrscher untereinander.

Schließlich war die Barockstadt eine Stadt großer sozialer Mobilität und kultureller Vielfalt, Produkt des absolutistischen Wiederaufbaus nach den Zerstörungen des 30-jährigen Krieges. Peuplierungs- wie Rekrutierungspolitik zwangen damals bereits Menschen unterschiedlicher Herkunft, Kultur und Religion zusammen. Paradebeispiel einer solch neuartigen bunten Stadt war Potsdam. Die Anwesenheit garnisonierter Truppen und deren Versorgung drückte der Stadt ihren Stempel auf und prägte das städtische Sozial- und Wirtschaftsleben entscheidend.

Die Barockstadt und ihr gebautes Erbe, so unsere These, muss neu gelesen werden: als unlegbarer Teil der europäischen Stadt, als Stadtgestalt mit oft verblüffend prototypisch postmodernen Zügen. Als optimale Inszenierung der Stadt der harten gesellschaftlichen Widersprüche, des schönen Scheins. Als Stadt aber auch, deren von jeder absoluten Herrschaft gesäuberter Raum eine prächtige Kulisse für die postindustrielle Gesellschaft bildet: eine Bühne, deren Pracht weder in Las Vegas noch in Disney World überboten werden kann. Eine verlockende Destination für den wachsenden lokalen wie überlokalen Tourismus. Die barocke Stadt ist der postindustriellen Stadt viel näher, als wir denken.

Doch die Barockstadt hat auch ihre besonderen Probleme, die ihre Gegenwart belasten und ihre Zukunft bedrohen. Die typisch barocke Verschwendung an Freiraum und Architektur – Schloss und Nebengebäude, Schlosspark, Schlossplatz, Schlossstraße und sonstige Achsen – überfordert oft die öffentliche Hand hinsichtlich der Erhaltung und Pflege. Das gilt ganz besonders für die großen Kasernenareale, die sich in vielen Barockstädten konzentrieren. Überdies sind die großen Prachtstraßen wunderbar für den wachsenden Autoverkehr zu entfremden – eine Verlockung, der schon Stadtpolitik der sechziger Jahre kaum widerstehen konnte. Diese Straßen sind oft keine Repräsentationsräume mehr, sondern harte Verkehrsbarrieren, die wie in Ludwigsburg die Stadt durchschneiden.

Trotz aller gemeinsamen Strukturmerkmale jedoch ist auch die Barockstadt jeweils einzigartig – in ihrer historischen Gestalt ebenso wie in ihren aktuellen Problemen. Aufbauend auf einer Tagung der »Arbeitsgemeinschaft Die alte Stadt« in ihrer Mitgliedsstadt Ludwigslust im Jahre 1999 stellt das vorliegende Heft kleine bis mittlere deutsche Städte aus der Barockzeit vor. Bekannte wie unbekannt, aus der Frühzeit wie aus der Spätzeit des Barock, aus dem Westen wie aus dem Osten, aus dem Norden wie dem Süden: Oranienbaum in Sachsen-Anhalt, Wilhermsdorf in Bayern, Ludwigsburg in Baden-Württemberg, Potsdam in Brandenburg und Ludwigslust in Mecklenburg-Vorpommern. Die Beiträge umfassen jeweils einen stadtbaugeschichtlichen Teil und einen aktuellen, auf Altstadterneuerung und Stadtentwicklung bezogenen Teil. Zu Beginn des Heftes wird ein nahezu unbekannter Dichter vorgestellt, ein Aussteiger der Barockzeit: Carl Ignaz Geiger. Auch und gerade die Barockzeit hatte jenseits aller städtebaulichen Pracht ihre Schattenseiten.

Esslingen, im November 2000

Hans Schultheiß

## Washangau in Momoly: Städtereisen mit Carl Ignaz Geiger (1756-1791)

»(Er zieht den Degen, und stößt ihn nieder.)« – Handlungsanweisung zum Fürstenmord im Jahre 1791 auf einer deutschen Bühne. Der Name des heute fast vergessenen Autors: Carl Ignaz Geiger. Der Titel seines Trauerspiels: »Laster ist oft Tugend oder Leonore von Welten«. Wovon Lessing und Schiller in ihren Schlusszenen von »Emilia Galotti« (1772) und »Kabale und Liebe« (1783) noch zurückschrecken, in Geigers Vorlage passiert es. Zwei Jahre nach der Revolution in Frankreich hat er den Ständekonflikt zwischen Adel und Bürgertum nicht auf die emotionale Spitze einer nur moralischen Entrüstung getrieben. Der vergnügungssüchtige, für den Tod einer anständigen Bürgerstochter verantwortliche Fürst wird keiner späteren himmlischen Gerechtigkeit mehr anvertraut, sondern im Hier und Jetzt gerichtet: »Meine Lora gerächt, und mein Vaterland von einem Ungeheuer befreit. Ha! Ich schnaube leichter«,<sup>1</sup> so entfährt es dem Rächer nach der Tat, den Degen noch in der Hand. Dass uns der Autor Geiger seinen literarischen Fürstenmord zugleich als eine patriotische Tat verkauft, passt zu dem Lebenslauf des Menschen Geiger, der mit der höfischen Gesellschaft und der offiziellen Religion längst gebrochen hatte und uns als sein utopisches Paradies noch die Idealstadt »Washangau« auf dem Mars hinterlässt, ehe er im gleichen Jahr erst 34-jährig während einer Reise in Stuttgart verstirbt. Man darf annehmen: selbst als gebrochener Mann und verkanntes Genie.

Geboren wurde Carl Ignaz Geiger, dessen Leben man ebenso ein bürgerliches Trauerspiel nennen könnte, im April 1756 als Sohn eines Gerichtsverwalters in Ellingen.<sup>2</sup> Nach dem Besuch der örtlichen Volksschule wechselte er an das von Jesuiten geleitete »Bischöfliche und Akademische Gymnasium Eichstätt«. Nach den dortigen Beurteilungen war seine Begabung »verheißungsvoll«, sein Betragen »pflichtmäßig«. Doch für seinen späteren Lebensweg geradezu prophetisch hieß es auch schon, dass er »nachlässig« im Religiösen sei und »respektvoller und bescheidener« werden möge. Dies aber sollte ein frommer Wunsch seiner Lehrer bleiben.

<sup>1</sup> C.I. Geiger, *Laster ist oft Tugend oder: Leonore von Welten*. Ein deutsches Originaltrauerspiel in drei Aufzügen, hrsg. von Chr. Weiß, St. Ingbert 1994, S. 41.

<sup>2</sup> Zu den nachstehend angerissenen Lebensdaten Geigers vgl. die überaus verdienstvolle Arbeit von B. Appel, *Karl Ignaz Geiger (1756-1791)*. Zur Lebensgeschichte eines Ellinger »Freidenkers«, in: *Villa Nostra*. Weißenburger Blätter für Geschichte, Heimatkunde und Kultur von Stadt und Weißenburger Land 3/1998, S. 5-25.

Im Alter von 15 Jahren vollendete Geiger die Schule schon vorzeitig und schrieb sich als Student der Philosophie an der Universität Ingolstadt ein. Zwei Jahre später wechselte er an die Juristische Fakultät und kehrte nach zweimaligem Wechsel des Studienorts als »Doktor der Rechte«, wie er schreibt, »nach seinem Vaterlande zurück, um da seinem alten Vater in seinen Amtsgeschäften an Handen zu gehen, und sich zugleich Praxis darin zu verschaffen; in der Hoffnung, nun bald im Dienste seines Vaterlandes angestellt zu werden.«<sup>3</sup>

Doch Geigers Hoffnung erwies sich als trügerisch. Als Freidenker konnte er sich nach seiner vergleichsweise liberalen Universitätszeit offenbar nur schlecht mit den engen Verhältnissen in dem katholischen Deutschordensstädtchen Ellingen anfreunden und geriet an seinem Heimatort bald zum Außenseiter. Er empörte sich gegen »Despotismus und ungerechte Gewalt« des Landkomturs Franz Sigismund Adalbert von Lehrbach, der seit 1765 in Ellingen residierte. Besonders angekreidet aber wurde Geiger, wie er in seiner autobiographischen Lebensgeschichte schreibt, seine »aufgeklärte« Einstellung auf religiösem Gebiet: Er habe »frey über die Religion« gedacht, diese »geehrt« und davon auch »mit Wärme« gesprochen. »Mißbräuche und Aberglauben der Pfaffen« jedoch habe er verabscheut und »nach seiner Art unter Freunden manchmal ziemlich beißend darüber gespottet.« Es dauerte daher nicht lange, so Geiger, da habe der Ellinger Pfarrer in die »Ketzertrompete« gestoßen, und die örtlichen Franziskanerschüler hätten gegen ihn ein Theaterstück mit dem Titel »Der Religionsspötter« aufgeführt, worin sie ihn auf die »plumpste Art und Weise« verhöhnten.<sup>4</sup> Für den Landkomtur aber wäre dies ein willkommener Anlass gewesen, ihn vor die Alternative Gefängnis oder Ausreise zu stellen. Geiger hat sich für letzteres entschieden, und anstelle eines ruhigen Beamtenpostens erwartete ihn die Wirklichkeit einer zehnjährigen Odyssee als wandernder Schriftsteller durch allerlei Städte Deutschlands, der Schweiz und Österreichs.

Carl Ignaz Geiger hat sodann einiges erlebt auf seinen Reisen durch dieses absolutistische Zeitalter am Vorabend der Revolution in Frankreich und manches davon aufgeschrieben. Hunderte von kleinen Fürsten und »Winkelyrannen«, wie er sie nennt, sind übermächtig. Prunkvolle Hofhaltungen, Mätressen und Jagdvergnügungen sind ihnen täglicher Zeitvertreib, und das eigene Wildgehege rangiert ganz selbstverständlich vor dem Feld des Bauern, der als Soldat zur Auffrischung der Kasse jederzeit nach Amerika oder England verkauft werden kann. »Der Staatskörper kränkelt«, heißt es in einer zeitgenössischen anonymen Schrift: »Eine Hauptkur ist ihm nothwendig ... Noch nie sind die Rechte des Bürgers und des Adels schärfer abgewogen worden wie jetzt... Wer übernimmt größere Lasten für den Staat, der Adel oder

der Bürger- und Bauernstand?«<sup>5</sup> Geiger, der als Kritiker dieser herrschenden Verhältnisse mit revolutionären Ideen durch die Lande tourte, muss sein zahlendes Publikum indes noch suchen. Als Aufklärer verdient es sich eben bei weitem noch nicht so leicht wie als herzoglicher Baumeister oder Gartenarchitekt, fürstlicher Hofmaler, Steinmetz und dergleichen. Außerdem benötigt man Gönner.

Über Nürnberg, Hof, Gera, Leipzig und Jena kommt Geiger auch einmal nach Weimar, wo er unter Christoph Martin Wielands Schirmherrschaft eine Lesung geben kann, in welcher er einige der »vorzüglichsten Stellen aus unseren Dichtern« deklamiert. Der Vortrag jedoch endet für ihn überaus enttäuschend, so dass er aufs schnellste wieder Abschied nimmt von diesem »Musenhof« Weimar. Zu allem Unglück erscheint zu dieser Zeit auch noch eine vernichtende Kritik über ihn. Doch tröstet er sich damit, »dass wahre Kenner und Gelehrte ihm ihren warmen, aufrichtigen Beyfall schenkten.«<sup>6</sup>

Bamberg, Würzburg, Frankfurt, Mainz, Mannheim, Heidelberg, Heilbronn, Stuttgart und Tübingen sind weitere Stationen. Bald zu Fuß, bald zu Pferd, bald auf einem Bauernwagen, bald in Karossen, bald mit Geld, bald ohne Geld – so beschreibt Geiger diese Reisen, auf denen er Geld zu verdienen trachtet. Und es gibt Konkurrenz, weil überall in dieser Umbruchzeit literarische Genies zu erstehen scheinen. Verschiedenste Gruppen werden politisch aktiv, schreiben aufrührerische Artikel, deuten republikanische Gesinnung und Revolutionsbereitschaft an. Der Literaturwissenschaftler Jost Hermand, der eigentliche Entdecker der Schriften Geigers, sieht in dieser Zeit gleich eine ganze Generation junger Literaten, die das Studium bereits hinter sich haben, sich aber in kein kleinstädtisches Berufsmilieu einfügen können und daher ihr Glück als freie Schriftsteller versuchen: »Überall drängten sich kleine Gruppen und Grüppchen junger Schwärmer, Republikaner und Patrioten in den Vordergrund, die es den großen deutschen Zeitschriften wie Wielands ›Teutschen Merkur‹ ... oder Mosers ›Patriotischem Archiv für Deutschland‹ nachtun wollten. Besonders im süddeutschen Raum wurde der Ton der Zeitschriften immer aggressiver, was die Fürsten und die Kirche zu heftigen Gegenmaßnahmen herausforderte. Man denke an Peter Adolf Winkopp, den Herausgeber des ›Deutschen Zuschauers‹ (1785 – 1789), den der Kurfürst von Mainz entführen und dann arretieren ließ. Genauso erging es Christian Friedrich Daniel Schubart, dem Herausgeber der ›Teutschen Chronik‹ (1774 ff.), der 1777 von Herzog Carl Eugen von Württemberg auf dem Hohenasperg festgesetzt wurde, als er für kurze Zeit sein Asyl in der freien Reichsstadt Ulm verlassen hatte.«<sup>7</sup>

<sup>5</sup> Vgl. die Schrift eines unbek. Verfassers: Das Wetterleuchten über Europa am Ende des Jahrhunderts gesehen im Jahr 1788, Nachdr. d. Ausg. Maltha u. Cairo [fiktiv] 1799, Stuttgart 1989, S. 30 – 33.

<sup>6</sup> Zit. n. B. Appel (s. A 2), S. 17.

<sup>7</sup> J. Hermand, Nachwort, in: C.I. Geiger, Reise eines Erdbewohners in den Mars. Faksimiledruck der Ausgabe von 1790, Stuttgart 1967, S. 4\*.

<sup>3</sup> Mit C.I. Geiger, Adolph. Ein Beitrag zur Gelehrten-Geschichte unseres Zeitalters, in: Der neue deutsche Zuschauer, Bd. VII, 1791, S. 162-193, hat Geiger eine autobiographische Schrift verfasst; hier zit. n. B. Appel (s. A 2), S. 10.

<sup>4</sup> Vgl. ebda.

Geigers Buch »Reise eines Engländer durch einen Teil von Schwaben und einige der unbekanntesten Gegenden der Schweiz«, erschienen 1789 wenige Monate vor Ausbruch der Französischen Revolution, liegen eigene Reiseerlebnisse der Jahre 1785 bis 1787 zugrunde. Es beginnt mit einem Besuch in der freien Reichsstadt Augsburg. Das gerühmte Gut der Reichsstädte, die Freiheit seiner Bürger, findet er hier auf die niederträchtigste Weise behandelt: »Das Sklavenwort, *Euer Gnaden*, ist von den Bürgern selbst gegen den unadeligen Theil des Magistrats gebräuchlich. Sie erscheinen vor demselben mit einer sklavischen Furcht und Erniedrigung, und werden, oft der geringsten Ursache wegen, in Gefängnisse gesperrt, die hier keine Bürgergefängnisse, wie andernwärts, sondern Hundelöcher sind.«<sup>8</sup> Geiger hat bereits die Beobachtung gemacht, dass je weiter eine Provinz in der Aufklärung fortgeschritten ist, desto menschlicher die Verbrecher behandelt werden. Augsburg jedoch sieht er diesbezüglich in tiefster »Finsternis«. Dazu passt, dass nachts nicht einmal die Straßen beleuchtet sind, von denen man schlechtere in einer anderen Stadt schwerlich findet. Doch habe das Volk ja ohnehin weder Sinn noch Gefühl für Spaziergänge, die nicht zu Würsten oder Kegelbahnen führten.

Geigers Beschreibung von Augsburg deutet auf einen längeren Aufenthalt hin. Die Zustände in den Armen- und Waisenhäusern empfindet er für die Stadt der Fugger unwürdig: »Allein bey dem Anblicke der Kinder mögte man lieber wünschen, daß gar keine solche Häuser wären!« Als Ursache findet er Korruption allerorten, »nichts-würdige Menschen«, denen das Stiftungsalmosen »zu nichts als zum Müssiggange, Saufen und Schwelgen dient.« Besonders »Pfaffen und Mönche« verstünden es, an allem zu verdienen: an Wallfahrten und Hochzeiten, an Beerdigungen und Gebetbüchern, ja sogar an gepanschem, giftigen Wein. Die Armut der Bewohner Augsburgs ist Geiger sowohl der »sprechendste Beweis von den Gebrechen der hiesigen Staatsverwaltung« als auch eine Bestätigung seiner Ansicht, »daß die Städte immer die Aermsten sind, die den meisten Clerus haben.«<sup>9</sup> Und Augsburg sieht er von Exe-suiten regiert, die sich den Magistrat, den Bürgermeister und den Stadtpfleger gefügig gemacht haben. Unter den »unzähligen Religionsmißbräuchen« stößt er auch auf ein unwürdiges »Religionshüpfen«: Ein Schuldiger kann aller bürgerlichen Strafe entgehen, wenn er nur zur anderen Religion überwechselt, die ihn sodann in ihren Schutz nimmt. So geschehe, dass viele übertreten, nur um »geborgen« zu sein, dann aber wieder auf die vorige zurückspringen und so »zwey, drey mal von einer Religion zur anderen überhüpfen«.

Auf dieses düstere Bild von Augsburg folgt unterwegs nach Zürich und der Schweiz eine kurze Beschreibung Württembergs, »das Paradies Teutschlandes«. Doch schnell

<sup>8</sup> C. I. Geiger, Reise eines Engländer durch einen Teil von Schwaben und einige der unbekanntesten Gegenden der Schweiz, in: *ders.* Reise eines Erdbewohners zum Mars, Fürth 1996, S. 61-122, hier S. 70.

<sup>9</sup> Vgl. ebda., S. 76 und 78.

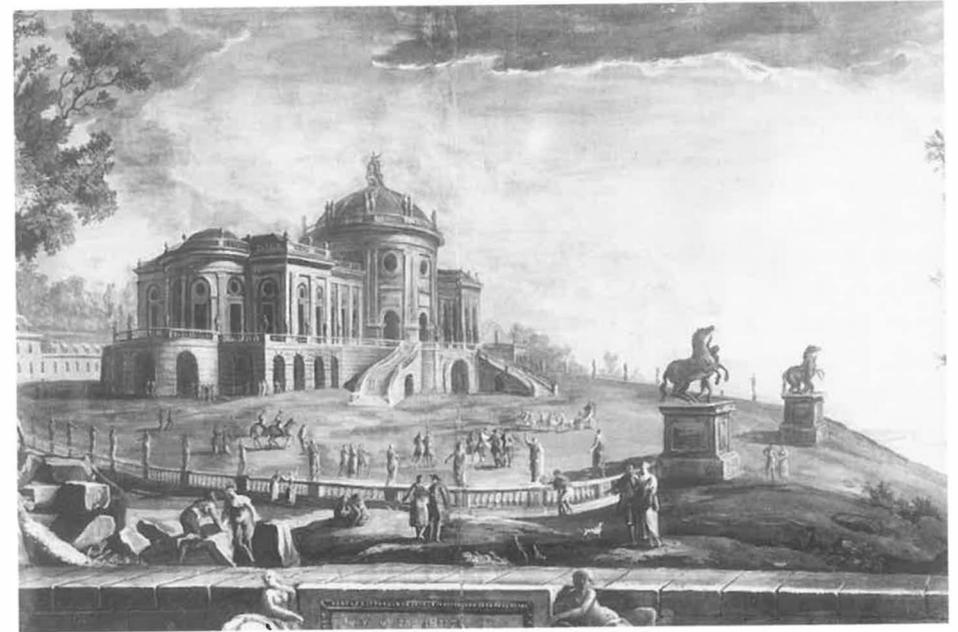


Abb. 1: Lustschloss Solitude bei Stuttgart, erbaut 1764 bis 1769 in der Regierungszeit Herzog Carl-Eugens, war einige Jahre lang Schauplatz rauschender Feste; Quelle: Württ. Landesmuseum Stuttgart.

wird deutlich, dass Geiger dieses Etikett nur auf die Natur und die Landschaft bezieht. Zwar spricht er nur vom »Herzog«, doch ist klar, dass er Carl Eugen meint, der einst »ungeheure Summen für Mätressen, Gebäude, üppige Festins usw. verschleuderte« und nun »nicht weniger für eine alte Bibel und für Bibliotheken verschwendet«. Dem Gründer der »Hohen Karlsschule« wird angekreidet, dass er »ohngeachtet seiner angenommenen Liebe und Hochachtung für Wissenschaft und Gelehrte, diesen gleichwohl auf die unanständigste Art begegnet«. Selbst die Professoren müssten sich Erniedrigungen von den der Akademie vorgesetzten Staboffizieren gefallen lassen. In diesem Württemberg-Bericht Geigers drängt sich aber vor allem der Eindruck auf, dass Geiger ihn nur geschrieben hat, um mit Schubart abzurechnen, der seiner Meinung nach in diesem Land die allergrößte Erniedrigung auf sich genommen hat. Denn Christian Friedrich Daniel Schubart, der 1787 nach zehn Jahren Gefängnis auf dem Hohenasperg entlassen wurde, hat sich nun ausgerechnet von seinem Peiniger zum »Hof- und Theatraldichter« ernennen lassen. Und gerade das Theater betreffend, findet Geiger Schubart, dem es »hiezuhin ganz und gar an Anstand und Manieren fehlt«, völlig fehl am Platze. Was Geiger zu diesem Urteil treibt, liegt wohl auch am zeitgeschichtlichen Hintergrund um den jungen Schiller. Nach den Uraufführungen seiner

»Räuber« 1782 sowie von »Kabale und Liebe« 1784 befindet sich Schiller immer noch auf der Flucht vor dem Herzog. »Und Schubart«, so Geiger, »der teutsche Mann, der nichts als Feuer sprudelt, konnte die unmenschlichen Hände, die ihn so grausam züchtigten, ehrerbietig lecken, und zahm wie ein Lämmchen, das Brod daraus fressen!! Dieß ist doch wohl kein Zug von *teutschem Charakter?*«<sup>10</sup>

Mit dem auch in der Originalausgabe hervorgehobenen »teutschen Charakter« spielt Geiger möglicherweise auf die kurz nach Schubarts Gefangennahme von einem anonymen Autor erschienene Schrift »Chr.Fr.D. Schubarts Leben und Charakter« an, in welcher sich Geiger in mancherlei Hinsicht selbst wiedererkannt haben dürfte. Gleich ihm deklamierte Schubart in verschiedenen schwäbischen Reichsstädten, auch Augsburg. Gleich ihm wird Schubart als Mensch gezeichnet, der Orte sucht, »wo der Mann von deutschem Blut freyer denken könnte«. Und ganz bestimmt dürfte Geiger auch die folgende Charakterisierung Schubarts auch auf sich bezogen haben, in der es heißt: »Im Modekleid der Religion lag vielleicht die Ursache, warum Schubart weniger der äußere Christ war, der er nach der Forderung der Geistlichen hätte sein sollen. Aber vielleicht lag auch eben eine Ursache mit darinnen, warum er die Geistlichen nie recht leiden konnte. Wohlgermerkt: die Geistlichen.«<sup>11</sup> Auch der Literaturwissenschaftler Jost Hermand spürt in diesem Württemberg-Abschnitt deutlich, »dass Schubart einmal Geigers Jugendvorbild war, der ihm jetzt wie ein erbärmlicher Renegat erscheint.<sup>12</sup>

Auf dem Wege nach Zürich macht Geiger in Schaffhausen Halt. Die Grenzstadt strahlt für ihn echten und unverdorbenen Schweizer-Charakter aus: Wohltätigkeit, Redlichkeit, Menschenliebe, Wohlstand, Ordnung und Ruhe. Vielleicht verfällt er auch deswegen auf die Idee, statt eines »Verseleins« über den Rheinfall, gemeinsam mit zwei Bekanntschaften ein lebendes Schwein zu kaufen, dieses in einen Fischerkahn zu legen und den Rheinfall hinuntersausen zu lassen, nur um zu sehen was passiert.

In Zürich mokierte sich Geiger dann über die »frappantesten Kontraste von schweizerischer Einfalt und französischem Geziere«. Was nicht weiter verwunderlich ist, denn in den Augen der Aufklärer, Stürmer und Dränger jener Zeit haftete dem »Französischen« nun einmal der gezierte Beigeschmack des Höfischen an. »Aristokratisch« findet er auch die dortige Regierungsverfassung, »unter deren Drucke die benachbarten Städte seufzen«. Besonders Stein am Rhein, wohin Zürich aus einer nichtswürdigen Veranlassung heraus etliche hundert Bewaffnete schickte, um die beiden Bürgermeister mit Gewalt nach Zürich ins Zuchthaus zu bringen. Von Einwohnern erfährt Geiger, dass der Umstand, dass Stein am Rhein katholisch sei, eben nicht unwesentlich zu diesem Verfahren beigetragen habe.

<sup>10</sup> Vgl. ebda., S. 88 und 91.

<sup>11</sup> Vgl. die Schrift »Chr.Fr.D. Schubarts Leben und Charakter«, Mannheim 1778, Nachdruck Stuttgart 1989, S. 17 und S. 41.

<sup>12</sup> J. Hermand, Der Fall Geiger, in: *ders.*, Von Mainz nach Weimar (1793-1919). Studien zur deutschen Literatur, Suttgart 1969, S. 70.



Abb. 2: Herzog Carl-Eugen als Befehle erteilender Gutsherr in Hohenheim; Kupferstich um 1790, aus: O. Borst, Württemberg und seine Herren, Esslingen-Nürtingen 1987, S. 217.

In Konstanz kommt es Geiger so vor, als ob der unbeugsame Geist des 1415 dort verbrannten Kirchenreformators Hus den Fluch und die Strafe Gottes über die Stadt gebracht habe. Not und Armut der Stadt sieht er in Kontrast zur »lachenden, blühenden Gegend« und ist ihm ein Beweis seiner Augsburger Beobachtung: »Auch hier wimmelt es von Pfaffen in allerley Farben.«<sup>13</sup>

Das besondere Reiseziel Geigers aber ist von vornherein Appenzell, als »freie« Schweiz ein Topos unter aufgeklärten Schriftstellern des 18. Jahrhunderts. Auch Schubart sprach im ersten Band seiner »Teutschen Chronik« von 1774 von der Schweiz als dem »Sitz der heiligen Freiheit und des republikanischen Mutes« und führte aus: »Daher reisen noch immer die Weisen, welche glückliche Menschen aufsuchen in die Schweiz, und schildern uns den Zustand dieses freien Staates mit so reizenden Farben, daß ich dabei wohl hundertmal auf die Brust schlage und seufze: Wärest doch auch ein Schweizer.«<sup>14</sup>

<sup>13</sup> C.I. Geiger (s. A 8), S. 102.

<sup>14</sup> Zit. n. J. Hermand (s. A 7), S. 15\*.

Geiger stimmt ein in dieses Loblied ländlicher Idylle, diesen »Schauplatz all der Seeligkeiten«, und als Leser spürt man nun deutlich, dass die geschilderten Reiseerlebnisse in dieser Form wohl nicht immer tatsächlich so stattgefunden haben, sondern literarisches Stilmittel sind. Da kommen Violinklänge aus einer einsamen Hütte. Der eintretende Geiger bewirkt bei der anwesenden Tanzgesellschaft nur ein anfängliches Stutzen, als ihn auch schon ein Mädchen an der Hand nimmt. Nicht die Arbeit, sondern Tanz und Spiel scheinen das Leben dieser Appenzeller Bauern zu bestimmen. Geiger nimmt an ihren Festlichkeiten teil und registriert, wie sehr die Einfalt der Lebensart auf die Sittlichkeit wirkt: »Unmöglich kann in der platonischen Republik eine reinere Moralität herrschen; unmöglich kann alle Staatskunst eines Solon, alle Gesetzgebung eines Lykurg mehr sittliche Unverdorbenheit, mehr Reinigkeit des Herzens hervorbringen, als Natur und Einfalt unter meinem rohen, glücklichen Völklein schuf. Hier hört man nichts von Diebstahl, Raub oder Mord; nichts von Hurerey und Ehebruch.« Und als müsste er diesen utopisch verklärten Eindruck bekräftigen, wendet sich Geiger noch an den Pfarrer, der ihm bestätigt, dass er »seit den langen Jahren seines Pfarrdienstes kein Beyspiel von einem geschwängerten Mädchen wisse.«<sup>15</sup>

Seinem Reisebericht durch Schwaben und die Schweiz lässt Geiger ein Jahr später die »Reise eines Engländer durch Mannheim, Baiern und Oesterreich nach Wien« folgen, worin er seine Satire beißend verschärft. Mannheim findet er ganz einförmig gebaut, ein Einerlei weiter, gerader und abgezirkelter Straßen: »Prächtige Gebäude hat es ausser der Residenz und dem Redoutenhouse fast keine... Nirgends Solidität, nirgends Grösse – überall Putz, Firniß, Künstelei – nirgends Schönheit, nirgends Natur. Aber die Mannheimer, das eitelste Völkchen unter Gottes Sonne, sind gleichwohl eitel genug, all das reizend und vortrefflich zu finden. Sie glauben im Paradiese zu seyn und setzen sich und ihre Stadt unter die ersten Städte Griechenlands.«<sup>16</sup> Doch ob vor den Wirtsleuten im Gasthof oder vor dem Kutscher: Überall muss man sich in Acht nehmen, nicht betrogen zu werden. Selbst der Gassenjunge, den man nach dem Weg fragt, mache mit einem zwei, drei Straßen Umweg, um desto mehr dafür erhalten zu können. Das schönste an Mannheim ist ihm das Nationaltheater, doch sollte Iffland nicht glauben, ein guter Dichter zu sein, nur weil er ein sehr guter Schauspieler ist. Den dortigen Fürsten nennt Geiger einen guten Mann, aber auch den »größten Schwachkopf, den die deutsche Geschichte in diesem Jahrhundert aufzuweisen hat«: Dessen herrschende Leidenschaft wäre das andere Geschlecht, und täglich ließe er sich »um 9 Uhr Morgens von der Mätresse weg nach der h. Messe tragen, und von der h. Messe zur Mätresse«.

<sup>15</sup> C.I. Geiger (s. A 8), S. 109 f.

<sup>16</sup> C.I. Geiger, Reise eines Engländer durch Mannheim, Baiern und Oesterreich nach Wien, in: *ders.* Reise eines Erdbewohners zum Mars, Fürth 1996, S. 123-195, hier S. 127.

München, wo sich Geiger mehrmals und über längere Zeit niederlässt, »mehrere Vorlesungen« hält und »sehr schöne Bekanntschaften« schließt, wird wie folgt beschrieben: »Die Stadt ist hübsch, hat schöne Straßen und verschiedene prächtige Gebäude, besonders Kirchen.« Jedoch seien »Religionsdummheit und Aberglaube« ein herrschender Zug in dem Bilde von München und ganz Bayern: »Die Pfaffen und das Pfaffenwesen haben sich nirgends in Teutschland so sehr eingenistet und üben nirgends unumschränktere Gewalt aus«, was zur Trägheit der Einwohner ebenso beitrage wie das »dicke Bier und die bayerischen Nudeln«. 200 Klöster errechnet Geiger für Bayern mit ungefähr 5000 Mönchen. Und als Folge der »schönen Mönchsreligion und Mönchsmoral« gingen wieder einmal grösste Unsittlichkeit und strengste Bigotterie Hand in Hand: »Ein Mädchen, das um viel Geld am Freitag nicht ein Stückchen Fleisch essen würde, trägt diesselbe Nacht ihren Körper auf der Gasse feil – und die fromme Matrone, die es für die größte Sünde hielte, nicht in die h. Messe zu gehen, macht sich kein Gewissen, die Ehre junger Mädchen der Geilheit eines Wollüstlings zu verkaufen.«<sup>17</sup> Allen Glauben jedoch übersteige der Bierverbrauch, weswegen natürlich auch die Klöster brauen.

Zurück von einem Besuch in Eichstädt, beschreibt er dieses als »das elendeste Nest, worin jemals ein teutscher Bischof nistete... Es wimmelt von Pfaffen, Pfaffenhuren und Pfaffenkindern.« Der dortige Fürst, »eine alte Meme«, dessen wichtigste Beschäftigung zu essen und zu trinken ist, befände sich ganz vom Domherrn gegängelt. Die Regierungsgeschäfte überlasse er sorglos seinen Dienern, wenn sie nur dafür sorgten, dass er gut zu essen und zu trinken habe. Ebenso folgt eine Abrechnung mit Ingolstadt, der Stadt, in der Geiger einst studierte und an der er nun kein gutes Haar mehr lässt; weder an der Stücke-Auswahl des Theaters noch an der Universität selbst: »Statt Wissenschaften wird Unsinn und Ortodoxie gelehrt; die Hörsäle sind Schwindgruben der Mönchs-dummheit... Wehe dem, der es wagen will, reine Vernunft vorzutragen, oder nur ein gutes Buch einzuführen.«<sup>18</sup>

Geigers letzte Station in diesem Bericht ist Wien. Nach einer scharfen Satire auf bigotte Heiligen- und Reliquienverehrungen in Straubing, Loh, Metten und Deckendorf mit »schwängern, weinenden Marien«, »Christussen, denen der Bart wächst« und »blutigen Hostien« wähnt sich Geiger »Gottlob!« im Lande der Aufklärung, »wo Kaiser Joseph all diesen schändlichen Betrügereyen der Mönche Einhalt thut, und dem Aberglauben den Kopf zertrat.« Doch enttäuscht muss Geiger registrieren, dass er von dem sogenannten aufgeklärten Monarchen zuviel erwartet hat. Immerhin aber bleibt Joseph II. von Geigers Ironie und Spott verschont, wenn er geradezu einsichtig festhält: »Aufklärung läßt sich nicht durch Verordnungen erzwingen. Sie ist das Werk

<sup>17</sup> Vgl. ebda., S. 142 und 146 f.

<sup>18</sup> Ebda., S. 167.

einer langwierigen, stufenweisen Vorbereitung. Der Verstand will überzeugt seyn, wenn wir Ideen ablegen sollen, die wir mit der Muttermilch eingesogen haben, und die durch die Länge der Zeit zur zweyten Natur geworden sind.«<sup>19</sup> Ansonsten lässt Geiger auch an Wien wenig Gutes. Immerhin aber findet er das Waisenhaus, welches ihn in jeder Stadt zu interessieren scheint, sowie das Lehrinstitut für Taub- und Stummgeborene beispielhaft.

Gewiss kann man davon ausgehen, dass Geiger weitaus lieber eine Professorenstelle innegehabt hätte, anstatt sein Geld als reisender Rhetor zu verdienen und damit auf adlige und höfische Unterstützung angewiesen zu sein, zumal sein Gesundheitszustand zu wünschen übrig ließ. Schon bald nach seiner Abreise aus dem heimatlichen Ellingen hatte er unter immer mal wiederkehrendem »Blutspucken« zu leiden. Anfang 1789 reiste er daher abermals nach Wien, um sich »in der Hauptstadt um eine dauerhafte Stelle« zu bewerben.<sup>20</sup> Doch seine Krankheit, eine billige Absteige und Schulden setzten ihm zu. Seine letzte Hoffnung setzte er auf Kaiser Joseph II., bei dem er um eine Audienz ersuchte, die er auch erhielt. Das Ergebnis allerdings war niederschmetternd. Mit verfinstertem Gesicht habe ihm der Monarch geantwortet: »Ich habe Leute genug in meinem Land, die meine Hilfe brauchen.« Geiger kehrte Wien den Rücken und dürfte bis zu seinem frühen Tod die meiste Zeit wieder in Ellingen verbracht haben, wo der Landkomtur inzwischen verstorben war.

In seiner Schrift »Friederich II. als Schriftsteller im Elisium« (1789) wendet er sich gegen eine Überhöhung des »Alten Fritz« und stellt darin nun nicht nur einen einzelnen Fürst in Frage, sondern das Prinzip der Fürstlichkeit schlechthin. Nach Jost Hermand boten sich Geiger während der letzten zwei Jahre seines Lebens, als er zwar vom Elan der Französischen Revolution ergriffen wurde, sich in Deutschland aber einer bürgerlichen Klasse gegenüber sah, die ökonomisch viel zu schwach und zu zersplittert war, um sich ebenfalls zu erheben, lediglich zwei politische Leitbilder an, in denen er seine republikanischen Gesinnungen ausdrücken konnte: »der anarchische Attentatismus sowie ein alle politische Gegebenheiten überflügelnder Utopismus«.<sup>21</sup> Den Attentatismus gestaltete Geiger in dem eingangs erwähnten Fürstenmord auf der Bühne, der alle Laster des Absolutismus mit einem Schlag aus der Welt schaffen will. Den Utopismus hingegen gestaltete Geiger in dem Roman »Reise eines Erdbewohners in den Mars«, der abschließend noch skizziert werden soll.

Die literarische Form einer imaginären Reise war seit altersher ein willkommenes Vehikel, Wahrheiten mit Phantastischem gemischt zugleich zu verstecken wie zu verbreiten. Hinzu kommt im Falle Geiger, dass das 17. und 18. Jahrhundert von einem regelrechten Luftfieber erfasst wurde, nachdem im Jahre 1783 die Brüder Montgol-

<sup>19</sup> Vgl. ebda., S. 177 und 179.

<sup>20</sup> B. Appel (s. A 2) vermutet, dass es sich um eine Professorenstelle in Konstanz, damals Stadt in Österreich, gehandelt hat; vgl. S. 20.

<sup>21</sup> J. Hermand, Nachwort, in: C.I. Geiger (s. A 1), S. 48.

fier die erste mit erhitzter Luft gefüllte Stoffkugel aufsteigen ließen und man nun von lenkbaren Luftschiffen nicht nur zu träumen begann. Was also lag für Geiger näher, um sich mittels dieser Ballonbegeisterung über die irdische Misere zu erheben. Bevor er abhebt, lässt er es sich nicht nehmen, sich noch über das »kindische Spiel« zu mokieren, das Europa gegenwärtig mit Luftballen und Luftschiffen treibt, indem es eine Erfindung aus dem Altertum, welche uns Kinder alle Tage mit ihren Seifenblasen vorführen, als seine eigene ausgibt.

Auf dem Mars wird Geiger in vier Staaten landen. Doch ehe er auf sein Wunschland »Momoly« herunterschwebt, erwarten ihn die Abenteuer dreier Diktaturen. Der erste Staat »Papaguan« entpuppt sich als ein orthodoxer Priesterstaat, in welchem die ungläubigen, angeblich gotteslästernden Erdbesucher alsbald misshandelt im Kerker landen. Einzig der regierende Fürst, wohl mit einer gewissen Nähe zu Joseph II. gezeichnet, kann die Erdenbürger mit seinem gerade noch vorhandenen Einfluss vor dem Tode retten: »Diese Fremden sind unschuldig, was sie gesagt haben, sagten sie aus Unwissenheit, und der Unwissende kann nicht sündigen.«<sup>22</sup> Doch seinen Einsatz wird dieser menschliche Ausnahmefürst mit dem Leben bezahlen müssen. Er wird von den Priestern vergiftet.

Lebensbedrohend für die Reisenden erweist sich auch die nächste Landung in »Wirra«, der Hauptstadt des Königreichs »Plumplatsko«. Hier will man die Neuankömmlinge sofort unter die Soldaten pressen: »Verflucht und verdammt sei diese Reise in den Mars! Zu Papaguan fielen wir unter die Hände der Pfaffen – hier sind wir wahrscheinlich unter die Hände der Soldaten gefallen. Gott mag wissen, welches schlimmer ist! Beide Stände scheinen hier eine Art von Despotismus auszuüben.«<sup>23</sup> – »Ja, unser Herr braucht halt Leute«, so erfahren sie von den Einheimischen. Denn wegen einer Liebschaft zu einer fremden Königin habe dieser einen Krieg angezettelt. Nachdem die Ballonfahrer auch diesem Staat sowie fünfzig Stockschlägen glücklich entronnen sind, wird der nächste Staat »Biribi« auf den Rat eines Mitgeflohenen einfach überflogen und aus der Luft beschrieben.

Ist man mit Geigers Lebensweg vertraut, entschlüsseln sich Papaguan und Plumplatsko rasch als Österreich und Preußen und Biribi als Bayern. Und hinter dem letzten Ziel der Reise, »Washangau, Hauptstadt des Staates Momoly«, scheint nun das Appenzell zu stehen. Unter den »Momolyanern« gibt es weder Neid noch Ehrgeiz, sie wohnen »in kleinen, niedrigen Hüttchen ohne Kunst und Pracht« und alle gehen »im bloßen Gewande der Natur, womit sie Gott gekleidet hat.« Und befreit von der Scham sieht man die Einwohner sich gar »öffentlich begatten«. Religiöse Vorschriften finden sich nicht. »Natur und Vernunft sind unsere Gesetztafeln«, so erfahren die

<sup>22</sup> C.I. Geiger, Reise eines Erdbewohners in den Mars, in: C.I. Geiger (s. A 1), S. 7-60, hier S. 26.

<sup>23</sup> Ebda., S. 39.

Reisenden, und: »Jeder hat bei uns freien Willen, zu glauben, und zu beten, was und wie er will, wenn er nur ein guter Mensch und ein rechtschaffender Bürger ist, der Ruhe und Ordnung nicht störet«. <sup>24</sup>

Der mit »Philadelphia 1791« angegebene, fiktive Publikationsort dieses Romans weist neben dieser verklärten Taihiti-Naturvolk-Vorstellung auch auf das damals fernegelegene Amerika: »Washangau« deutet auf die 1790 gegründete Hauptstadt Washington und »Momoly« eventuell auf Massachusetts, wie Jost Hermand zurecht vermutet. Die Vereinigten Staaten, ein Land ohne feudalistische Traditionen, waren seit Ausbruch des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges 1775 zu einem wichtigen Leitbild revolutionärer Freiheitshoffnungen geworden. 1776, im Jahr der dortigen Erklärung der Menschenrechte, schrieb zum Beispiel Schubart in seiner Chronik: »Nicht in Europa, wo Knechte und Sklaven mit Schellen an Händen und Füßen Schanzarbeiten tun, sondern dort in Amerika wird bald der Göttin Freiheit ein Tempel errichtet werden.« – »Oh drei und viermal glückliches Land«, lässt Geiger daher mit vier Ausrufezeichen seine Marsfahrer frohlocken, »das keine Pfaffen, keine Soldaten – und keine Könige hat!!!!« <sup>25</sup>

In Geigers Werk »Reisen eines Erdbewohners zum Mars« sieht Jost Hermand daher mehr als den schwärmerischen Tagtraum eines frustrierten bürgerlichen Aufklärers: »In ihm kommt geradezu alles zum Ausbruch, was Geiger in den letzten Jahren seines Lebens politisch bewegte: einerseits die Enttäuschung über Friedrich II. von Preußen und der Schock über die missglückte Audienz bei Joseph II., andererseits die durch die nordamerikanische Unabhängigkeitserklärung und die Französische Revolution geweckte Hoffnung auf einen Republikanismus, der sich eines Tages vielleicht auch in Deutschland durchsetzen könnte«. Am Ende, so Hermand, triumphiert daher in diesem Roman nicht der aufgeklärte Absolutismus, »sondern die Republik, und zwar in ihrer höchsten Form als Staat ohne Staat.« <sup>26</sup>

<sup>24</sup> Ebda., S. 48.

<sup>25</sup> Ebda., S. 59.

<sup>26</sup> J. Hermand, Nachwort, in: C.I. Geiger (s. A 1), S. 53.

Harald Kegler

## Oranienbaum in Sachsen-Anhalt: ein barockes Mosaik des Dessau-Wörlitzer Gartenreichs

Oranienbaum gehört zu den frühesten barocken Stadtgründungen im nördlichen Deutschland. Das schlichte, alle Facetten der 300-jährigen Geschichte nahezu im originalen Zustand zeigende Stadt- und Parkensemble liegt 15 Kilometer östlich von Dessau, der einstigen Residenz des Fürstentums Anhalt. Der Gründungsphase Oranienbaums zwischen 1683 und 1712, in welcher das barocke Kernensemble mit Schloss, Park, Markt und Kirche entstand, folgte mit der Anlage des chinesischen Gartens und dem Bau der Orangerie ein zweiter markanter Bauabschnitt zwischen 1793 und 1818. Um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert wurde Oranienbaum eine Kurstadt. Kurhaus, Villen und neue Verkehrsverbindungen wie der Bahnanschluss setzten in der Barockstadt einen neuen Akzent, der jedoch nur wenige Jahrzehnte wirkte. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde das barocke Erbe schrittweise wiederentdeckt. Dieser Prozess gipfelte in der umfassenden Erneuerung des zentralen Raumgerüsts der Stadt um den Marktplatz in den 1990er Jahren, welche unter großen Anstrengungen durch die kleine Gemeinde, aber auch durch den Bund und das Land Sachsen-Anhalt sowie weitere Akteure gefördert wurde.

Das Gesamtensemble Oranienbaum war nie dem Verfall überlassen oder durch gravierende Umbauten stark verändert worden. Bemerkenswert ist der respektvolle Umgang der Folgegenerationen mit dem geplanten und gebauten Erbe der Stadtgründer. Dies ist umso erstaunlicher, als Oranienbaum schon kurz nach der Vollendung des baulichen Ensembles seinen Stellenwert als Residenz verloren hatte. Mit dem Bau der Sommerresidenz in Wörlitz verlagerte sich nämlich der Entwicklungsschwerpunkt ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in den nördlichen Teil des Kleinstaates.

Diese Verschiebung der Aufmerksamkeit – das »im Schatten von Wörlitz Stehen« – hat sich bis heute erhalten. Obwohl in Fachkreisen die Bedeutung von Oranienbaum unbestritten ist, führt der Besucherstrom zumeist an Oranienbaum vorbei und nahezu ausschließlich nach Wörlitz. Dies zu ändern ist ein wesentlicher Beweggrund der Maßnahmen der letzten Jahre, die neben den baulichen Erneuerungen auch übergreifende Planungen für die langfristige Entwicklung des Gartenreiches und kulturelle Aktivitäten umfassen. Damit sucht Oranienbaum, wie viele kulturell interessante Orte in den neuen Bundesländern, nach der nahezu vollständigen Deindustrialisierung seit der »Wende« eine Perspektive als touristisches Ziel.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Vgl. R. Alex, Oranienbaum, Leipzig 1984; *Stadt Oranienbaum* (Hrsg.), Oranienbaum. Der barocke Stadtkern im »städtebaulichen Denkmalschutz«, Oranienbaum o.J. (1995).

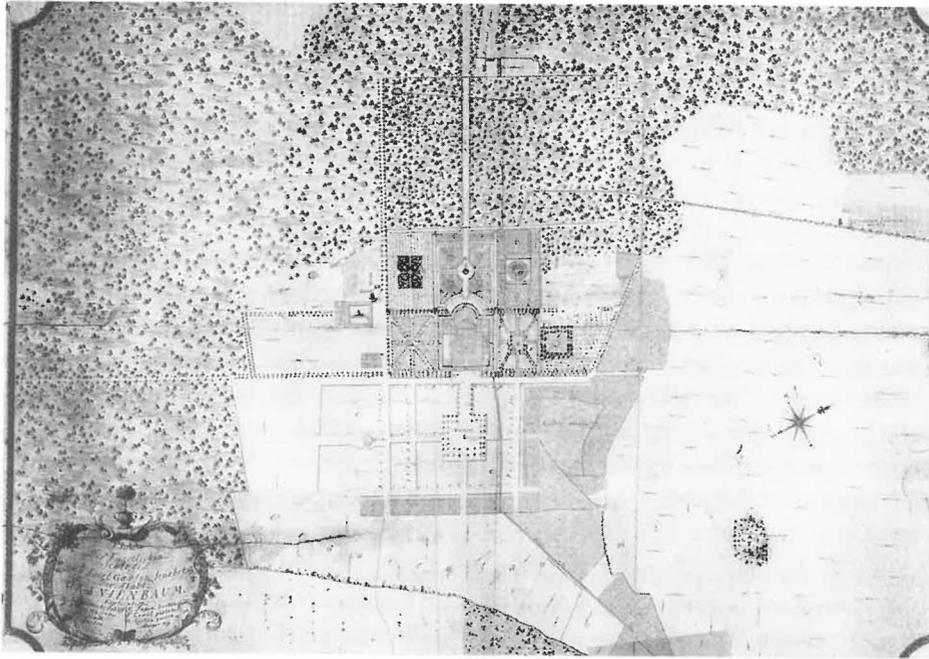


Abb. 1: »Plan des Fürstlichen Schlosses und Lust Gardens benebst der Stadt Oranienbaum«, A. Berger 1719; Quelle: *Anhaltische Gemäldegalerie Dessau*.

### 1. Die neue Stadt – ein europäisches Projekt

»So hat Sie von neuen Gedancken gefaßt / demselben noch ein grösseres Lustre zu geben / und es mit einem prächtigen Wohn-Sitze / vortreflichem Garten und andern / einem Fürstl. Hause geziemenden Stücken zu versehen / welches auch dergestalt erfolget / daß A. 1683. den 8. Jun. das Fürstl. Hauß angeleget und darauf A. 1698. fertiget / auch nach der Zeit / wie solches dann annoch geschiehet / mit mehren zierlichen Gebäuden vermehret.«<sup>2</sup> – Diese frühe Beschreibung der Entstehungsphase von Oranienbaum verdeutlichte die Absicht der Stadtgründerin, Henriette Catharina Prinzessin von Oranien: Diese wollte ein der Repräsentation und der Aufwertung des Fürstenhauses dienendes Schloss mit städtischer Anlage schaffen, angeregt durch die als angenehm empfundene Landschaft am Rande der Auen von Elbe und Mulde. Mit dem Bau des Ensembles von Schloss und Stadt Oranienbaum ab 1683 entstand nicht nur ein Sommerschloss der Fürstin, sondern es begann auch der Aufstieg Anhalts zu einer Kulturregion von europäischer Bedeutung. Oranienbaum ist der Auftakt eines umfassenden

<sup>2</sup> J.C. Beckmann, 1710, zit. nach: R. Alex, Stadt, Schloss und Park Oranienbaum, in: H. Lademacher (Hrsg.), *Onder den Oranje boom*. Textband zur Ausstellung, München 1999, S. 355.

ökonomischen, künstlerischen und städtebaulich-landschaftlichen Entwicklungsprozesses, der mit dem Dessau-Wörlitzer Gartenreich um 1800 seine Vollendung erfuhr.

Der Ausgangspunkt war die Vermählung von Henriette Catharina von Oranien-Nassau (1637 – 1708) mit dem Fürsten Johann Georg II. von Anhalt-Dessau (1627 – 1693) im Jahre 1659. Die Verbindung der Herrscherhäuser kam über den calvinistischen Glauben und die Beziehungen zwischen den Niederlanden und dem preußischen Hof zustande.<sup>3</sup> Dessau war über die Anhalt-Bernburger Fürsten-Linie mit der Kurpfalz, dem Zentrum des Calvinismus außerhalb der Schweiz, Frankreichs und der Niederlande, verbunden. Damit war aber nur das »geistige« und kulturelle Band zwischen den Niederlanden und Anhalt gelegt. Wichtiger hingegen dürften wirtschaftliche und militärpolitische Gründe gewesen sein. Anhalt litt unter den Folgen des Dreißigjährigen Krieges. Es war verarmt und hatte kaum die Möglichkeit, diesen ruinösen Zustand aus eigener Kraft zu überwinden. Anhalt brauchte äußere Unterstützung. Dem diente ein strategischer Frontwechsel von der schwedischen Seite zum preußischen Nachbarn. Der dortige Fürst hatte bereits eheliche Bande in die Niederlande geknüpft – aus ähnlichen Gründen wie Anhalt. Das Schloss im preußischen Oranienburg nordwestlich von Berlin stellte die andere »Exklave« der Oranier auf deutschem Boden dar. Die Niederlande zählten damals zu den ökonomisch wie kulturell führenden Nationen auf dem Kontinent. Eine bessere Verbindung hätte sich Anhalt nicht wünschen können. Die in Groningen pompös gefeierte Hochzeit kurz nach Kriegsende sollte die Erwartungen nicht enttäuschen. Neben dem Bau der Oranienbaumer Anlagen setzte ein Aufschwung in Handel und Gewerbe, in der Landwirtschaft und im kulturellen Leben ein. Die Errichtung des Schlosses war der sichtbarste Ausdruck des Anbruchs einer neuen Entwicklungsphase für das Fürstentum Anhalt.

1673 verlieh Henriette Catharina dem bereits viele Jahrzehnte brachliegenden Ort Nieschwitz den Namen Oranienbaum. Mit der Bezugnahme auf das Symbol der Oranier, den Orangenbaum, setzte sie nicht nur ein symbolisches Zeichen für die beabsichtigten Entwicklungen, sondern vermittelte mit der Orange, einer wertvollen Frucht, dem verarmten Landstrich auch einen Abglanz niederländischen Reichtums und kultureller Exotik. Ein Jahrzehnt später begannen die eigentlichen Bauarbeiten für die neue Barockanlage. Während das Fürstenpaar in Dessau den städtebaulichen Bestand lediglich modernisierte, sollte in Oranienbaum – bezeichnenderweise direkt an der preußischen Grenze – eine »neue Welt«<sup>4</sup> entstehen. Mit einer Sommerresidenz in Oranienbaum konnte ein östliches Pendant zur Hauptresidenz Dessau geschaffen und dem Umgestaltungswillen für das ganze Land Ausdruck verliehen werden.

<sup>3</sup> R. Günter: *Hexenkessel*, Halle 1998, S. 249 f; K. Bechler/W. Savelsberg, Henriette Catharina von Oranien-Nassau und das Fürstentum Anhalt-Dessau, in: *Stadt Krefeld/Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg* (Hrsg.), *Onder den Oranje boom – Katalogband zur Ausstellung*, München 1999, S. 317.

<sup>4</sup> R. Günter (s. A 3), S. 250; vgl. auch K. Bechler/W. Savelsberg (s. A 3), S. 318.



Abb. 2: Schloss Oranienbaum, Blick von der Stadt aus auf die Ostfassade, 2000; Foto: H. Kegler.

Als Planer und Baumeister wurde 1681 Cornelis Ryckwaert ausgewählt. Dieser stand bereits in preußischen Diensten und hatte sich mit einigen Bauten wie dem Schloss und der Trinitatiskirche in Zerbst oder dem Arkadengebäude und der Brücke in Dessau ausgewiesen.<sup>5</sup> Ryckwaert plante eine Achse – vom Dessauer Schloss ausgehend – und reihte daran den Park, das im schlichten Stile eines Landhauses gehaltene Schloss und die Stadt mit dem großen Markt auf. Schlossbereich mit angrenzendem Park und die Stadtanlage sind jeweils in den gleichen quadratischen Proportionen gehalten; Schloss und Stadt sollten gleichwertig erscheinen. Die Achse endete nicht, wie etwa in Ludwigslust, an einem Kirchenbauwerk, sondern führte weiter in die offene Landschaft – auf preußisches Territorium. Die von Süd nach Nord verlaufende Querachse, die zugleich den Schlossbereich von der Stadt trennt, ist einerseits auf das Zentrum von Wörlitz, dem wichtigsten Ort im nordöstlichen Teil des Fürstentums, gerichtet. Andererseits greift sie weit nach Süden aus. Oranienbaum sollte demnach Ausgangspunkt für eine Neuordnung des Landes über das System dieser ideellen Achsen werden. So erklärt sich auch, dass die Kirche nicht als baulicher Kontrapunkt fungiert. Die bereits vorhandene Kirche wurde unter Henriette Catharina ausgebaut und von Ryckwaert als südlicher Endpunkt der den Marktplatz kreuzenden Achsen ein-

<sup>5</sup> R. Alex (s. A 2).

bezogen. Später (1704 – 1712) wurde diese Kirche durch einen Monumentalbau ersetzt, allerdings nicht mehr nach dem Entwurf von Ryckwaert. Die neue Planung war den barocken Idealvorstellungen, wie sie z. B. Scamozzi 1615 dargelegt hatte, verwandt.<sup>6</sup> Ryckwaert vertrat eine zwar repräsentative, aber dennoch vernunftbetonte und den ökonomischen Verhältnissen angepasste Variante des Barock.

Das Schloss selbst nahm sich demgemäß bescheiden aus – ganz im calvinistischen Sinne. Die Komposition der dreiflügeligen Anlage ist zwar mit dem maßstabsetzenden Schloss von Versailles vergleichbar, doch fehlt in Oranienbaum jede überquellende ornamentale Pracht. Das zweigeschossige, streng axial gegliederte Hauptbauwerk erfährt nur eine Akzentuierung der Mitte durch Risalite, Giebelndreieck und Freitreppe auf der Stadtseite und Altan mit Balustergalerie sowie verziertem Giebelndreieck auf der Parkseite. Die Flügelbauten mit den Sälen, bündig am »Corps de logis« angeschlossen, waren zunächst als Holzfachwerk errichtet worden. Erst später wurden sie massiv um- und ausgebaut.

Funktionell hatte Ryckwaert auf eine Verbindung von Innen- und Außenraum besonderen Wert gelegt. Durch verschiedene Gartenzugänge, die ursprünglichen Dachterrassen und den Altan an der Parkseite war eine vielfältige Kommunikation möglich. Besonders hervorzuheben ist Ryckwaerts Umgruppierung der Repräsentations- und Wohnfunktionen. So richtete er die Wohnbereiche im Hauptgebäude ein, während die Repräsentationssäle in den Seitenflügeln untergebracht wurden.<sup>7</sup> Damit erfährt die Stellung des Vertreters des fürstlichen Hauses eine zusätzliche Aufwertung: Dessen Gemächer befinden sich in der großen Achse im Hauptbauwerk. Sie bleiben jedoch räumlich mit den öffentlichen Bereichen verbunden. Im Inneren des Bauwerks präsentierte sich der holländische Reichtum, jedoch eher angedeutet als ausladend zelebriert. Eine bis heute erhaltene Kostbarkeit birgt das Schloss in seinem Keller. Hier richtete der Baumeister den mit Delfter Fliesen ausgestatteten Sommerspeisesaal an. Zur Ausstattung der Schlossräume zählten aber auch Ledertapeten aus den Niederlanden oder Porzellankabinette.

Die weiteren Bauten um den Ehrenhof des Schlosses stammen aus der Zeit nach Ryckwaerts Tod. Dieser hatte eine so ausladende Anlage nicht vorgesehen. Das Schloss mit den niedrigeren Flügeln sollte als optischer Abschluss des Marktplatzes fungieren. Dafür wären weitere Bauten nicht notwendig gewesen. Diese plante sein Nachfolger, Johann Tobias Schuchard, und betonte so den Charakter eines kleinen Versailles stärker. Aus den eingeschossigen Flügelbauten, die z. T. mit einer Dachterrasse versehen waren, wurden zweigeschossige, massive Anbauten, die mit weiteren Wirtschaftsgebäuden schließlich bis an die Strasse herangeführt wurden.<sup>8</sup>

<sup>6</sup> Ebda., S. 5.

<sup>7</sup> R. Alex (s. A 1), S. 8.

<sup>8</sup> R. Alex (s. A 2), S. 358.

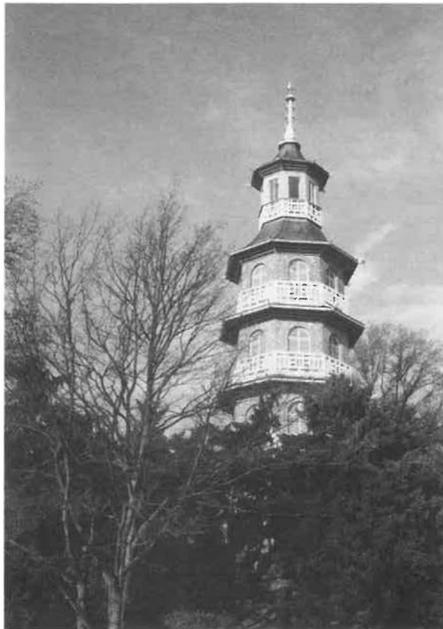


Abb. 3: Pagode im chinesen Teil des Schlossparks von Oranienbaum, 2000; Foto: H. Kegler



Abb. 4: Marktplatz von Oranienbaum mit dem Orangenbaum in der Mitte; 2000;

Foto: H. Kegler

Gleichzeitig mit dem Bau des Schlosses entstand der Park. Er gliederte sich in sechs Hauptteile, wie im Plan von 1719 zu sehen ist. Ob dies jedoch bereits von Ryckwaert so geplant war, kann nicht geklärt werden. Die schlossnahen Gartenkabinette (als Nutzgärten ausgelegt) waren durch eine Allee, Balustraden und einen Wassergraben von der Stadtseite abgegrenzt und signalisierten damit, dass sie nicht der Stadtöffentlichkeit zugänglich sein sollten, sondern nur einsehbar waren. Die drei westlichen Parkbereiche waren offenkundig der höfischen Gesellschaft vorbehalten. In deren Zentrum lag eine ca. 190 mal 140 Meter große repräsentative Anlage, in deren Mitte ein Wasserbecken mit einem von Delfinen getragenen Springbrunnen angeordnet war. Irrgärten und Schmuckpflanzungen flankierten diesen Bereich. Der nördliche Teil beherbergte den sogenannten Inselgarten. Insgesamt war der Park sehr geometrisch gefasst und durch seine optischen Querbeziehungen deutlich als niederländische Anlage zu erkennen.

Eine besondere gestalterische Verbindung zwischen dem Schlosspark und der Stadt wurde durch das Aufstellen von Orangenbäumen in Gärten erreicht. Den Höhepunkt der Orangensymbolik stellt der eiserne Orangenbaum in der Mitte des Marktplatzes dar. Auf einer Steinvase erhebt sich die naturalistische Nachbildung eines Baumes mit neun goldenen Früchten. Die Anzahl entspricht der Zahl der Kinder von Henriette

Catharina und Johann Georg II. Diese Plastik wurde erst nach dem Tode der beiden durch den Thronfolger Fürst Leopold I. zwischen 1710 und 1719 errichtet – eine deutliche Zeichensetzung für die Beziehungen Anhalts zu den Niederlanden.<sup>9</sup> Der Baum markiert den Mittelpunkt des 100 mal 100 Meter großen Platzes, den am Rande eine Doppelreihe von Bäumen umschloss und ein- und zweigeschossige Häuser säumten. Dieser Mittelpunkt – ursprünglich war hier ein Brunnen – ist auch der Schnittpunkt der Achsen aus Richtung Schloss und Kirche. Die Stadt um den Markt bestand aus vier quadratischen Blöcken, die um weitere rechteckige nach Norden und Süden erweitert wurden. Diese waren ausschließlich mit eingeschossigen schlichten, traufständigen Häusern, sogenannten Budenhäusern, bebaut. Hier wohnten Bedienstete des Schlosses, aber auch Beschäftigte des Gewerbes, das unter Henriette Catharina einen spürbaren Aufschwung genommen hatte. So waren bereits 1669 eine Glashütte und 1693 eine Brauerei angesiedelt worden. Ab 1693 begann der Tabakanbau und dessen Verarbeitung. Später, unter Fürst Leopold I., folgte eine Tuchmanufaktur.<sup>10</sup> Wichtig für den wirtschaftlichen Aufschwung der jungen Stadt war schließlich die Verleihung der Marktrechte 1695, die Oranienbaum mit einer Stadt gleichsetzte.

Südlich des Kerngevierts der Stadt befindet sich die Calvinistische Kirche (1704 – 1712). Der nach Abriss der ursprünglichen kleinen Kirche errichtete ovale Zentralbau zeigt mit dem durch vier Pilaster und ein Giebeldreieck betonten Mittelteil in Richtung Markt. Das wuchtige Mansarddach mit dem Turmaufsatz und der offenen Laterne verweist auf den inzwischen eingetretenen Gestaltungswandel in Richtung kräftigerer Ausdrucksformen, aber auch auf den relativen Bedeutungsverlust des Schlosses. Die Kirche fungiert mit ihrer einprägsamen Silhouette als Landmarke.

## 2. Die Umgestaltung – die Residenz wird zur Kulisse

Die beiden nächsten einschneidenden Entwicklungsphasen der Stadt folgten jeweils im Abstand von etwa 100 Jahren. Zunächst wurde Oranienbaum in das Dessau-Wörlitzer Gartenreich integriert – ohne dabei seinen barocken Charakter einzubüßen. Dann erlangte die Stadt in der Zeit der Industrialisierung einen besonderen Status als Kurstadt und Gewerbestandort.

Die ersten Umbaumaßnahmen betrafen das Schloss. Da es unter Fürst Leopold I. als Jagdschloss diente, wurden die Innenräume verändert und zum Teil Gästezimmer eingerichtet. Umfassende Umbauten setzten jedoch erst ab 1767 ein. Anlässlich der Hochzeit von Leopold Friedrich Franz III. mit Louise von Brandenburg-Schwedt erhielten die Innenräume eine neue Ausstattung. Im Äußeren blieb das Schloss aber unverändert. In einer zweiten Umbauphase in den 1780er Jahren erhielten die Erdge-

<sup>9</sup> K. Bechler/W. Savelsberg (s. A 3), S. 334.

<sup>10</sup> R. Alex (s. A 1), S. 3; E. Hirsch, Dessau-Wörlitz, Leipzig 1987, S. 82.

schorräume eine chinoise Gestaltung. Sämtliche Flügelbauten wurden umgebaut. Jetzt veränderte sich auch das äußere Erscheinungsbild.<sup>11</sup> Dennoch blieb der Charakter eines barocken Bauwerks erhalten.

Dies muss betont werden, denn mit der Übernahme der Regentschaft in Anhalt durch Leopold Friedrich Franz III. (1740 – 1817) vollzog sich ein grundlegender Wandel in der politischen und kulturellen Orientierung. Zunächst erfolgte eine Abkehr von Preußen. Franz quittierte den seit Johann Georg obligatorischen Dienst in der preußischen Armee. Dies führte zur Isolation Anhalts, was jedoch durch verstärkte ökonomische Anstrengungen, die Einführung neuer Bewirtschaftungsweisen und die Förderung des Gewerbes etwas kompensiert werden konnte. Diese wirtschaftlichen Neuerungen waren zugleich Bestandteil eines umfassenden Reformwerks des Fürsten als Reaktion auf Blockade und Folgen des Siebenjährigen Krieges.<sup>12</sup>

Hatte ein Jahrhundert zuvor die Anbindung an Preußen einen wirtschaftlichen Aufschwung, vermittelt durch die Niederlande, herbeigeführt, so brachte diesmal, erneut nach einem Krieg, die Trennung vom großen Nachbarn den Fortschritt. Der Fürst, angeregt durch die Ideen der französischen Aufklärung, verfolgte das Ziel, das ganze Land umzugestalten und politisch zu reformieren. In vier Jahrzehnten wurde dieses Ziel weitgehend erreicht. Anhalt war zu einem wirtschaftlichen und kulturellen Musterland von europäischer Bedeutung geworden. Ein Wallfahrtsort für Künstler, Politiker oder Landwirte vom gesamten Kontinent war entstanden. Sichtbaren Ausdruck fand dieses komplexe Reformwerk in den landschaftlichen Gestaltungen: »Das ganze Land ein Garten«<sup>13</sup> – so erschien den Zeitgenossen das Fürstentum Anhalt. Den Höhepunkt dieser weitgehenden Umgestaltung im Sinne der englischen Landschaftsgestaltung und der Antikerezeption stellten die Wörlitzer Anlagen dar.

Nunmehr war das Land ganzheitlich umgestaltet worden, wie es ein Jahrhundert zuvor mit Oranienbaum eingeleitet, jedoch nur in Teilen vollendet worden war. Der Vorgänger von Fürst Franz, Leopold I., hatte sich darauf konzentriert, den wirtschaftlichen Überschuss zu einem Teil zu akkumulieren und zum anderen Teil in das Militär zu investieren. Er hatte aber auch die große barocke Prachtstrasse in Dessau weiterbauen lassen, die bereits unter seinem Vorgänger begonnen worden war.<sup>14</sup> Außerdem war westlich von Dessau das kleine Lust-Schloss Mosigkau entstanden (1752 – 57). Doch das barocke Programm blieb fragmentarisch. Unter Fürst Franz wurden diese Teile in das Programm des Reformwerks integriert und mit neuen Elementen behutsam weiterentwickelt.

<sup>11</sup> R. Alex (s. A 2), S. 360.

<sup>12</sup> H. Brückner, Das Dessau-Wörlitzer Gartenreich, in: *Stiftung Bauhaus Dessau* (Hrsg.), Industrielles Gartenreich, Dessau 1996, S. 42 ff.

<sup>13</sup> H. Brückner, Garten als Strategie, in: *Stiftung Bauhaus Dessau* (Hrsg.), Industrielles Gartenreich 2, Dessau 1999, S. 120.

<sup>14</sup> H. Bodenschatz, Der große historische Nord-Süd-Straßenzug in Dessau, in: *Stiftung Bauhaus Dessau* (Hrsg.), Industrielles Gartenreich, Dessau 1996, S. 56 ff.

Der Bau des Sommerschlusses in Wörlitz und der Ausbau des Verbindungsweges zwischen diesem Schloss und der Residenz in Dessau entlang der Elbe bedeutete die Verlagerung des Entwicklungsschwerpunktes nach Norden. Das hatte für Oranienbaum einen weiteren Statusverlust zur Folge. Dem begegnete Fürst Franz gegen Ende des Jahrhunderts mit einem Eingriff in die Gestaltung des barocken Parks. Zwischen 1793 und 1797 wurde der Inselgarten im nördlichen Parkabschnitt als chinesisches Garten neu gestaltet. So entstand der erste Garten dieser Art auf deutschem Gebiet. Er lehnte sich direkt an die in England gerade aufkommende »China-Mode« an. Die Anregungen bezog Fürst Franz von William Chambers (1723 – 1796), dem Hauptvertreter des »anglo-chinoiden« Stils.<sup>15</sup> Fürst Franz griff aber nicht in die zentralen Bereiche des Barockensembles ein, sondern ordnete den chinesischen Garten mit respektvollem Abstand in den Gesamtkomplex ein. Neben der kleinteiligen Gestaltung der Wasser- und Wegebereiche fallen vor allem zwei markante Bauwerke auf: die Pagode, eine weithin sichtbare Landmarke, die aber nicht mit dem Kirchturm konkurriert, und ein Teehaus. Schließlich wurde noch an der Südseite des Parks eine neue Orangerie nach Plänen des italienischen Architekten Carlo Ignazio Pozzi errichtet (1766 – 1848) – ein imposantes Bauwerk von 175 Meter Länge, eine der größten Orangerien in Deutschland.<sup>16</sup> Bis zu 550 Orangenbäume konnten darin Platz finden. Mit seiner sechs Meter hohen, streng gegliederten Glasfassade wirkt das Gebäude modern, wie ein »Kristallpalast« von Oranienbaum.

Die beiden Neuerungen flankieren die alte barocke Anlage und werteten sie auf, ohne durch das Verstellen von Sichtachsen oder das Verändern wesentlicher Gestaltungselemente den barocken Ursprung zu verleugnen. Damit ist nicht nur ein Gestaltungsvorhaben radikaler Behutsamkeit im Umgang mit dem Bestand gelungen. Vielmehr wurde Oranienbaum Teil des Reformwerkes Dessau-Wörlitzer Gartenreich und damit Bestandteil eines regionalen Gesamtkunstwerkes.

Die zweite Umgestaltungswelle erfolgte ebenfalls sanft. Oranienbaum wurde wegen der guten Klimaverhältnisse 1900 Luftkurort. Die Kuranlagen und die Häuser für Ärzte und Personal entstanden südlich der barocken Anlagen. Die Stadterweiterung nahm die barocke Rasterstruktur des Straßensystems auf. Gegenüber der Orangerie wurde das Kurhaus gebaut (heute Sitz der Stadtverwaltung). Mit dem Kurbetrieb setzte ein neuer wirtschaftlicher Aufschwung ein. Oranienbaum avancierte zum attraktiven Wohnstandort. Viele Villen, zum Teil im Jugendstil, entstanden. Aber auch am Marktplatz wurden zahlreiche einfache Barockbauten durch neue, repräsentativere Häuser ersetzt. Eine Gründerzeit hatte begonnen. Die Stadt profitierte vom Auf-

<sup>15</sup> E. Hirsch (s. A 10), S. 216.

<sup>16</sup> R. Günter (s. A 3), S. 258.



Abb. 5: Neue Orangerie, 2000; Foto: H. Kessler.

bruch Dessaus in das Industriezeitalter. Die barocken Parkanlagen wurden zum beliebten Freiraum für die neuen Bewohner. Mit dem Bahnanschluss seit 1894 setzte zusätzlich der Fremdenverkehr ein. Die Oranienbaumer Park- und Gartenanlagen wurden nun auch Ziel des Tourismus. Noch florierten die traditionellen Gewerbezeige wie die Tabak- und Holzverarbeitung. Doch seit den 1920er Jahren ging die industrielle Bedeutung zurück. Der Kurbetrieb fiel der durch die Industrie in den nahegelegenen Revieren um Bitterfeld verursachten Luftverschmutzung zum Opfer.

Dass es seit 1990 in Oranienbaum kein nennenswertes produktives Gewerbe mehr gibt, entspricht dem Entwicklungstrend in der Region wie in den neuen Bundesländern überhaupt seit der »Wende«. Trotzdem bildet Oranienbaum eine gewisse Ausnahme. Während die früheren Industrieorte massiven Bevölkerungsrückgang zu verzeichnen haben, gehört Oranienbaum zu den »Gewinnern«. Die Einwohnerzahl stieg im letzten Jahrzehnt leicht an und beträgt nunmehr ca. 3.700 Personen.<sup>17</sup>

<sup>17</sup> H. Brückner, Wie ersetzt man einen Fürsten?, in: *Dessau-Wörlitzer Gartenreich*. Neue Strategien für eine Landschaft, Dessau 1999, S. 12.

### 3. Die Zukunft liegt im Tourismus

Die Nutzung der Schlossanlage nach Kriegsende durch die sowjetische Militäradministration, durch Umsiedlerfamilien und durch ein Lazarett hatte der Bausubstanz Schäden zugefügt. Da Oranienbaum aber insgesamt vom Krieg selbst verschont geblieben war, wogen die Beeinträchtigungen der Nachkriegswirren weniger schwer. Der glückliche Umstand, dass bereits 1947 das Landesarchiv in das Schloss einzog, gab dem »überflüssig« gewordenen Bauwerk eine Überlebenschance. Seine Unterhaltung war gesichert.<sup>18</sup> Das Schloss blieb aber für Besucher versperrt. Seit Mitte der 1950er Jahre wurden regelmäßig Sicherungs- und Erneuerungsarbeiten an einzelnen Teilen der Anlage durchgeführt. So wurde 1960 der gesamte Komplex neu verputzt und gestrichen, die Gräben entschlammt, 1974 sogar der »Große Saal« neu gefasst oder 1971 die Fenster der Orangerie neu verglast.<sup>19</sup> Durch eine permanente Unterhaltung konnte der Verfall auch der nicht mehr genutzten Bereiche verhindert werden. Dies betraf aber nicht die Wohnbauten, deren Eigentümer kaum in der Lage waren, notwendige Erneuerungen durchzuführen. Offen blieb, wie das gesamte barocke Erbe sinnvoll und ökonomisch vertretbar weiterentwickelt werden sollte.

Auch wenn Oranienbaum stets im Schatten von Wörlitz stand, war es dank der punktuellen, aber kontinuierlichen Erhaltungsmaßnahmen nicht aus dem öffentlichen Bewusstsein verschwunden. Dazu trug auch die Ausweisung als Denkmalschutzgebiet im Jahre 1981 bei. Das barocke Schloss-Park-Stadt-Ensemble erfuhr zwar eine öffentliche Wertschätzung, was aber zu DDR-Zeiten noch keineswegs die Bereitstellung von umfänglichen Sanierungsmitteln bedeutete, um, wie z. B. von der Denkmalpflege bereits damals gefordert, den Marktplatz zu erneuern und optisch wieder in das Gesamtensemble einzufügen.<sup>20</sup>

Die Aufmerksamkeit der Fachöffentlichkeit war jedenfalls groß genug, um Oranienbaum nach der »Wende« 1991 in das überregionale Förderprogramm »Städtebaulicher Denkmalschutz« neben 92 anderen Städten aufzunehmen.<sup>21</sup> Daraufhin konnte mit umfassenden Planungen und Erneuerungen begonnen werden. Ein Erhaltungssatzungsgebiet von ca. 50 ha Größe mit 520 Gebäuden wurde ausgewiesen. 80 % der dortigen Gebäude sind vor 1914 errichtet worden, immerhin ca. 30 % in der barocken Gründungsphase. Zurecht wurde als wesentliches Ziel der denkmalpflegerischen Sanierung nicht der Umgang mit dem Einzeldenkmal, sondern die qualitative Verbesserung »der kleinteiligen, städtebaulichen Struktur, die die Prinzipien der barocken Stadtstruktur in einem weitläufigen Bereich bewahrt hat«,<sup>22</sup> ins Zentrum ge-

<sup>18</sup> R. Alex (s. A 2), S. 360.

<sup>19</sup> *Inst. für Denkmalpflege* (Hrsg.), *Denkmale in Sachsen-Anhalt*, Weimar 1983, S. 506.

<sup>20</sup> Ebda.

<sup>21</sup> *Stadt Oranienbaum* (s. A 1), S. 9.

<sup>22</sup> Ebda., S. 8.

stellt. Die Mittel wurden vorrangig in die Erneuerung der öffentlichen Straßen- und Platzräume, der zumeist privaten Wohnhäuser sowie der stadtbildprägenden Kirche innerhalb des Satzungsgebietes gelenkt. Der historische Kern von Oranienbaum sollte dadurch ein »lebendiges Denkmal« werden, als Grundlage für einen qualifizierten Tourismus, der nicht vom Kulissenzauber lebt. Bis 1995 wurden die ersten Sanierungen an besonders reparaturbedürftigen Wohnhäusern realisiert. Außerdem konzentrierten sich die Maßnahmen auf den Bereich der Kirche. Die grundlegende Sanierung dieses Gebäudes und der angrenzenden Plätze, insbesondere des nach Süden führenden aufgeweiteten Straßenraumes, banden große Teile des Budgets.

Mit der Neuwahl des Stadtrates und des Bürgermeisters 1995 veränderte sich die Umsetzungsstrategie der denkmalpflegerischen Ziele. Zum einen wurde die Erneuerung des Denkmalbereiches mit der in den anderen Teilen der Stadt verbunden, um kein kulturelles Gefälle entstehen zu lassen. Dies betraf die Straßeninstandsetzung und die Sanierung des Wohnungsbestandes. Innerhalb des Satzungsgebietes wurden die Mittel vorrangig auf die Erneuerung der öffentlichen Bereiche und der Wohnbausubstanz konzentriert.<sup>23</sup> Es galt nunmehr die Maxime, dem Charakter Oranienbaums entsprechend, eine schlichte Art der Erneuerung zu realisieren. Schuldenlasten und knapper werdende Mittel bewirkten die Kurskorrektur. Das bedeutete jedoch keinesfalls den Abschied vom Grundanliegen der Erneuerung des gesamten Ensembles. Als herausragende Maßnahme leitete der Stadtrat 1995 die Umgestaltung des Marktplatzes ein.

Um die städtebauliche Einheit von Schloss und Markt wiederherzustellen, war es notwendig, den vorhandenen üppigen Baumbestand durch neue Gehölze zu ersetzen. Der Markt glich eher einem Wald als einem Stadtplatz. Doch dieses Bild hatte sich über Jahrzehnte bei den Bewohnern eingepreßt. Der Stadtrat beschloss nahezu einmütig das Fällen der Bäume. Er wurde in fachlicher Hinsicht vom Landesdenkmalamt bestärkt. Doch in der Bewohnerschaft stieß dieses Ansinnen auf heftigen Widerstand. Über 1.000 Unterschriften wurden gesammelt, um das Niederlegen der Bäume zu verhindern. Eine heftige Debatte war entbrannt, die in dem Konflikt »Natur versus Kultur« gipfelte. Zwar konnten in zahlreichen Gesprächen viele Bürger umgestimmt werden, doch der Konflikt schwelte weiter. Schließlich wurden »Tatsachen geschaffen«, der Baumbestand gefällt und der gesamte Platz im Sinne des barocken Vorbildes umgestaltet. Das war ein beachtenswerter und mutiger Schritt, der der Revitalisierung des Barockensembles zum Durchbruch verhalf.

All diese Maßnahmen sind noch bemerkenswerter, wenn man die finanzielle Lage der Stadt in Betracht zieht. Bei einem Verwaltungshaushalt von jährlich 6 Mio. DM beliefen sich die Aufwendungen für die Sanierung auf bis zu 2,5 Mio. DM im Jahr.

<sup>23</sup> Die Angaben zum Erneuerungsprozess gehen auf ein Gespräch mit dem Bürgermeister der Stadt Oranienbaum, Herrn Schapitz, am 26. April 2000 zurück.

Bis 1995 gab es noch eine Förderung zu 100 %, der Stadthaushalt blieb von Belastungen frei. Nunmehr ist die Rate auf 60 bis 80 % gesunken, d. h. die Stadt hat Eigenmittel bis zu 600.000 DM aufzubringen. Eine wichtige Anschubförderung in Höhe von ca. 300.000 DM, die als Eigenanteil der Kommune eingesetzt werden konnten, stellte die Deutsche Stiftung Denkmalschutz zur Verfügung. Insgesamt flossen in den letzten Jahren etwa 10 Mio. DM in die Erneuerung des barocken Stadtensembles.

Nachdem das Marktplatzprojekt erfolgreich abgeschlossen werden konnte, zeichnet sich ein nächster Konfliktfall ab: die Sanierung der Nord-Süd-Achse zwischen Stadt und Schloss. Diese Achse hatte zur Gründungszeit eher ideelle Bedeutung, wurde jedoch später zu einer wichtigen Verkehrsverbindung. Dies führte zu erheblichen Belastungen der Innenstadt und zur Belästigung der Anwohner, da die Straße noch mit Kopfsteinen gepflastert ist. Hier ist noch keine Lösung gefunden.

Im gleichen Zeitraum begannen umfangreiche Bauuntersuchungen im Schloss und die Wiederherstellung einzelner Teile der Anlage unter Federführung der Kulturstiftung Dessau-Wörlitz. Diese dienen auch dem Ziel, eine öffentliche Nutzung des Schlosses vorzubereiten, wenn das Landesarchiv, wie es bereits von der Landesregierung festgelegt wurde, in der nächsten Zeit auszieht.

Um das barocke Ensemble in der lokalen und überregionalen Öffentlichkeit zu verankern, wurden ab Mitte der 90er Jahre kulturelle Aktivitäten inszeniert, allen voran verschiedene Feste. Auf städtischer Seite beleben Markttag, festliche Hauseinweihungen nach Sanierungsabschlüssen, wie z. B. bei dem von Henriette Catharina 1699 am Marktplatz gegründeten Witwenhaus, oder ab 2000 das Orangenfest auf dem Markt die öffentlichen Räume. An ein vorrangig auswärtiges Publikum richten sich die 1997 zum ersten Male durchgeführten Internationalen Gartenfestivals im Park von Oranienbaum. Diese bisher jährlich durchgeführten Veranstaltungen sollen den Oranienbaumer Anlagen öffentliche Beachtung zuteil werden lassen und deren Aufwertung gegenüber Wörlitz forcieren.<sup>24</sup>

Darin zeigt sich aber ein anderes grundsätzliches Problem: die administrative Teilung der Zuständigkeit und Verantwortung von Stadt und Schloss mit Park. Dies stellt aber keine Ausnahme in der Region dar, da das gesamte Gebiet des historischen Gartenreichs in verschiedene Zuständigkeiten von Städten, Landkreisen und der landeseigenen Kulturstiftung Dessau-Wörlitz unterteilt ist. Um diese Aufgliederung und die damit verbundenen Interessenunterschiede beim Umgang mit dem kulturellen Erbe des Gartenreichs zu kompensieren, wurde im Januar 1996 das Forum Dessau-Wörlitzer Gartenreich ins Leben gerufen. Das Forum soll ein übergreifendes, zeitgemäßes Leitbildes für das Gebiet des historischen Gartenreiches und entsprechende

<sup>24</sup> T. Weiss, »Willkommen«, in: *Kulturstiftung Dessau-Wörlitz* (Hrsg.), 1. Internationales Gartenfestival, Dessau 1997, S. 1.

umsetzungsorientierte Planungen erarbeiten.<sup>25</sup> Nach zwei Jahren konnte eine von allen Partnern getragene »Teilraumkonzeption für das Dessau-Wörlitzer Gartenreich« vorgelegt werden. Ihr Leitbild ist »das Gartenreich als umweltfreundliche Fremdenverkehrsregion«. Darauf gründen sich sechs Entwicklungsstrategien, wie z. B. »Kulturlandschaft als ein Ganzes entwickeln« oder »ein autoarmes Gartenreich«, und 12 Umsetzungsmaßnahmen. Oranienbaum wurde als eines der »Tore in das Gartenreich« mit dem mittelfristigen Erneuerungsschwerpunkt »Bahnhof – Orangerie« und unter der Rubrik »Gasthäuser und Beherbergung« mit dem Projekt »Jugendhotel in der ehemaligen Tabakfabrik« eingeordnet.<sup>26</sup> Somit sind die nächsten Entwicklungsperspektiven abgesteckt, die über die Erneuerung des barocken Kernbereichs hinausweisen und diesen in eine regionale Gesamtkonzeption einbinden.

<sup>25</sup> F. Kolbitz, Das Dessau-Wörlitzer Gartenreich. Von der historischen Reformlandschaft zu einer Region der Nachhaltigkeit, in: Dessau-Wörlitzer Gartenreich (s. A 17), S. 4 ff.

<sup>26</sup> H. Schumacher, Die Teilraumkonzeption. Neue Tore in das Dessau-Wörlitzer Gartenreich, in: Dessau-Wörlitzer Gartenreich (s. A 17), S. 30.

Harald Bodenschatz/Johannes Geisenhof

## Wilhermsdorf in Franken: ein barockes Aschenputtel

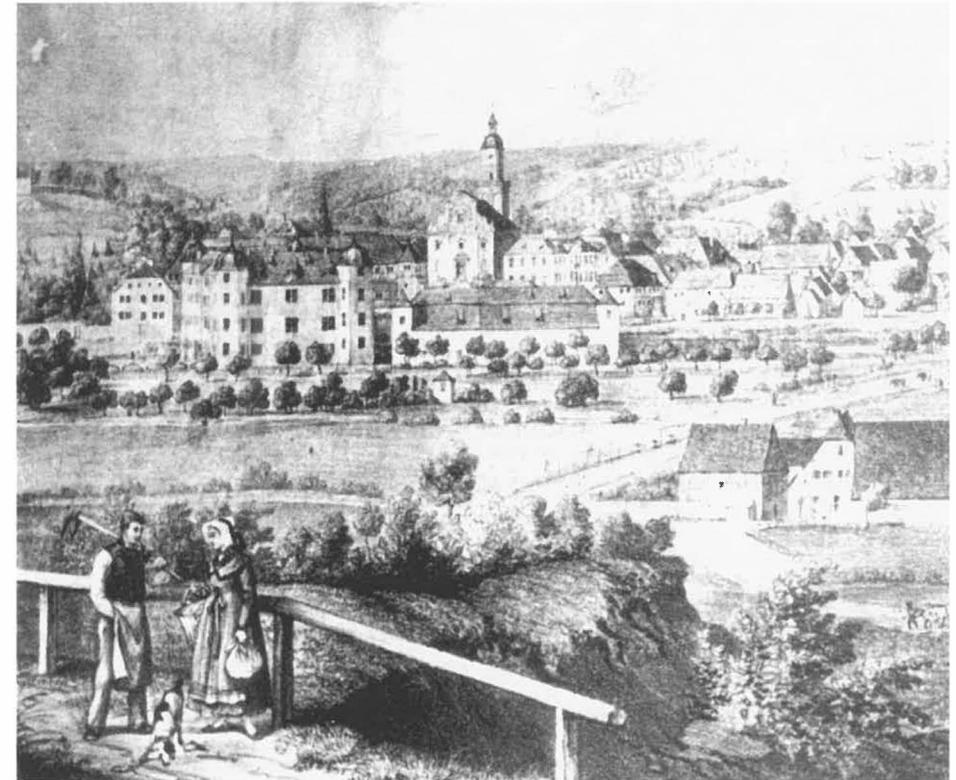


Abb. 1: Das bayerische Wilhermsdorf 1845 – noch mit Schloss – von Süden her gesehen, Quelle: CVJM Wilhermsdorf (s. A 2).

Wilhermsdorf ist ein Aschenputtel unter den Barockresidenzen Deutschlands – weithin vergessen, bereits seit dem späten 19. Jahrhundert seiner Krone, des Schlosses beraubt, vom Durchgangsverkehr drangsaliert und entsprechend verstaubt. Wilhermsdorf heute ist ein verblichenes Kleinod in der reichen historischen Ortslandschaft Frankens, eine »vergessene Residenz«, ein potentieller Schatz, der erst wiederentdeckt, repariert, ergänzt und gepflegt werden muss.

Dieser Prozess erneuter Wertschätzung hat aber bereits begonnen. Schon 1992 leitete die Marktgemeinde Wilhermsdorf eine Altorterneuerung ein, um das städtebauliche Erbe wieder ins rechte Licht zu rücken. Die Vorbereitenden Untersuchungen zur Altorterneuerung wurden durch das Planungsbüro Gruppe DASS (Harald Bodenschatz/Johannes Geisenhof) durchgeführt. Der 900. Jahrestag der erstmaligen Erwähnung des Marktes im Jahre 1996 bot schließlich Anlass, die Erinnerung an den historischen Ort, den das Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler als »Inbegriff eines ritterschaftlichen Ortes der Barockzeit« feiert,<sup>1</sup> ausgiebig zu erneuern.

## 1. Stadtbaugeschichte

### 1.1 Von den Anfängen bis zur »barocken Bauleitplanung«

Der Siedlungsgrundriss von Wilhermsdorf spiegelt noch heute die Geschichte der Marktgemeinde anschaulich wieder.<sup>2</sup> Von einer wichtigen historischen Fernstraße, der jetzigen Hauptstraße, zweigt im rechten Winkel eine weitere, nicht ganz so bedeutende Fernstraße ab, die Ansbacher Straße. Dieser Abzweig diente zur Inszenierung des heute nurmehr fragmentarisch erlebbaren barocken Herrschaftsraums von Wilhermsdorf. Hier weitet sich der Straßenraum trichterförmig zum Marktplatz aus, an den sich – noch weiter im Süden – der weitgehend zerstörte Schlossbereich anschließt. Dieser Herrschaftsraum war als repräsentative, von Süden her erfahrbare Ansicht gestaltet, überhöht und bekrönt von der prächtigen Pfarrkirche.

<sup>1</sup> *Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler*, Georg Dehio, Bayern I: Franken, München 1979, S. 889.

<sup>2</sup> Der folgende Überblick über die städtebauliche Entwicklung von Wilhermsdorf beruht auf Studien, die wir im Rahmen der Altorterneuerung durchführen konnten: *H. Bodenschatz und J. Geisenhof, Gruppe DASS, Altorterneuerung Markt Wilhermsdorf. Bericht zu den Vorbereitenden Untersuchungen nach § 141 BauGB, Weißenburg 1998*. Der Bericht ist im Jahr 2000 publiziert worden. Diese Studien beziehen sich auf eigene Forschungen zur Stadtbaugeschichte sowie auf die 1995 veröffentlichte, verdienstvolle und ausgezeichnete Darstellung der Geschichte des Marktes Wilhermsdorf von Armin Dürr, die ein beeindruckendes Beispiel für eine umfassende, auch schwierige Aspekte nicht verschweigende Ortsgeschichtsschreibung darstellt: *A. Dürr, Chronik Markt Wilhermsdorf zum Festjahr 1996. Vom Ministerialsitz zur Marktgemeinde. Wilhermsdorf von 1096 bis 1996, Wilhermsdorf 1995*. Die Altorterneuerung verdankt dieser grundlegenden Kulturarbeit viel, da sie das Verständnis für die bedeutsame Vergangenheit und deren Zeugnisse in unschätzbare Weise gefördert hat. Berücksichtigung fanden darüber hinaus die historischen Ortsbeschreibungen von *J. Chr. Wibel, Historische Beschreibung von Wilhermsdorff, Nürnberg 1742*, Reprint Neustadt an der Aisch o.J.; *W. Wunder, Der Marktflecken Wilhermsdorf in geschichtlicher Beziehung, 1841/42*. Ein Nachtrag zu Wibels historischer Beschreibung von Wilhermsdorf, im Anhang von *J. C. Wibel; K. Eichner, Ergänzungen zur »Historischen Beschreibung von Wilhermsdorf«, 1929*, im Anhang von *J. C. Wibel; die Chroniken der Marktgemeinde von 1972 und 1986: CVJM Wilhermsdorf, Markt Wilhermsdorf. Aus Vergangenheit und Gegenwart, 1972, 1986*; der prächtige Bildband von *J. Zill und M. Kilian, Wilhermsdorf. Im Blick der Zeit, Horb am Neckar 1988*; sowie der Aufsatz von *A. Dürr, Markt Wilhermsdorf. Eine vergessene Residenz der Grafen von Hohenlohe*, in: *Schönere Heimat 4/1993*.

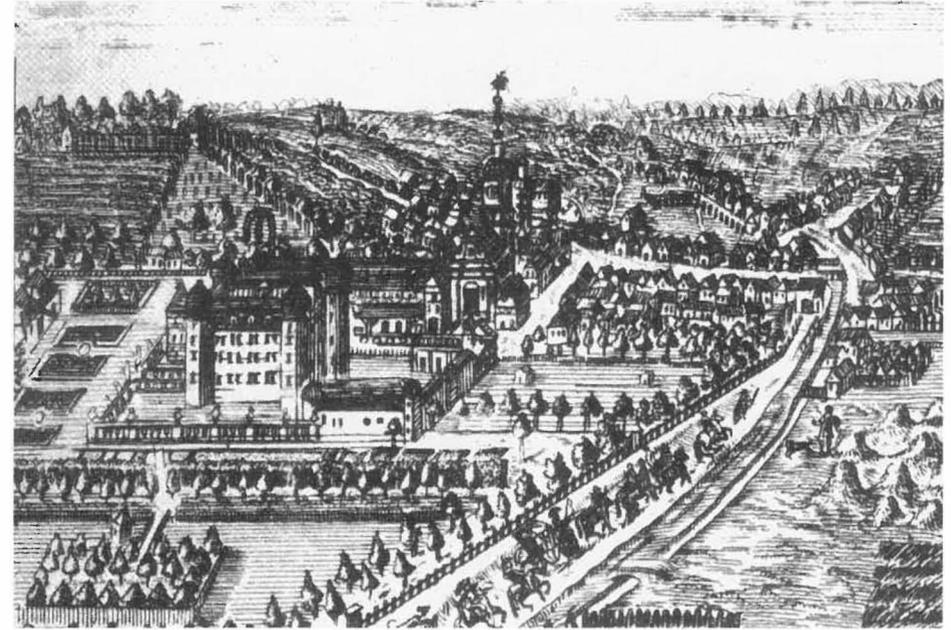


Abb. 2: Wilhermsdorf um 1742. Der Kupferstich zeigt den Ort nach seiner umfassenden barocken Neugestaltung. Deutlich sichtbar ist der harte Kontrast zwischen dem raumgreifenden Herrschaftsbereich mit Schloß und Gartenanlagen und dem dichtgedrängten Dorf mit der 1714 geweihten Pfarrkirche; Quelle: *J. C. Wibel* (s. A 2).

Wilhermsdorf ist als historisches Straßendorf zuallererst das Dokument einer frühen Straßenverkehrspolitik: Der über fast fünf Jahrhunderte im Besitz der Edlen von Wilhermsdorf befindliche Ort verdankt »seine Entstehung dem fränkisch-karolingischen Straßensystem, hier der Ausweichstrecke der fränkischen Reichsstraße Frankfurt-Regensburg, die bei Unterschweinach von der Hauptlinie abzweigte und über Markt Erlbach, Wilhermsdorf, Langenzenn nach Fürth verlief. Der Ort liegt... auf halber Strecke zwischen den Orten Markt Erlbach und Langenzenn, in denen es jeweils einen fränkischen Königshof gegeben hat. Obwohl ein fränkischer Königshof in Wilhermsdorf nicht nachweisbar ist, hat Mahr die Vermutung geäußert, dass es hier wenn nicht einen Königshof, so doch zumindest eine Raststation gegeben habe, da Raststationen im Abstand von jeweils einer halben Tagstrecke angelegt worden seien.«<sup>3</sup>

Mit dem Verkauf von Wilhermsdorf an das Geschlecht der Schutzbar, genannt Milchling, begann 1566 eine erste Blütezeit des Ortes. Freiherr Heinrich Hermann

<sup>3</sup> *A. Dürr 1995* (S. A 2), S. 16.

von Burgmilchling und Wilhermsdorf (der Ältere), der auch die Reformation in Wilhermsdorf einführte, ließ das Straßendorf sogleich nach seinem Herrschaftsantritt zu einer kleinen Residenz ausbauen, zu einem »Dorf und Staat im Kleinformat«, welche sich aus den Banden des in diesem Raume dominierenden Markgrafen von Brandenburg erfolgreich lösen konnte. Vordringlichste Aufgabe des neuen Herren war zunächst der Bau eines zeitgemäßen, repräsentativen Herrschaftssitzes: des »Burgmilchling« genannten Wasserschlosses in Wilhermsdorf. Doch auch das Dorf selbst wurde prächtig ausgebaut: Nahe der Kirche entstand 1572 ein Rathaus, das der Zusammenkunft der Gemeinde und des Gerichtes diente. 1575 wurde ein Schießhaus fertiggestellt, 1594 ein Spital und ein Siechenhaus gestiftet, 1596 folgte der Bau eines neuen Schulhauses an der Wehrmauer des Kirchhofes.

Dieser Ausbau von Wilhermsdorf wurde durch die Ereignisse des 30-jährigen Krieges wieder zunichte gemacht. Einquartierungen und Durchzüge von Truppen sowie die Pest in den Jahren 1626 und 1634 brachten Heinrich Herrmann von Burgmilchling und Wilhermsdorf (den Jüngeren) »um die Früchte seiner Arbeit und um sein Vermögen«<sup>4</sup>. Wie in vielen anderen Orten in Franken markiert der lange Krieg einen harten, äußerst negativen Einschnitt in die Ortsgeschichte auch von Wilhermsdorf. Selbst das Schloss »gerieth... in sehr baufälligen Zustand«,<sup>5</sup> das Rathaus war zerstört. An einen zügigen Wiederaufbau war nicht zu denken. Mit dem Aussterben des fränkischen Zweiges der Schutzbar im Jahre 1656 setzte eine schwierige Interimsphase ein, in der die Herrschaft oft wechselte.

Mit dem Kauf der Herrschaft Wilhermsdorf durch den Grafen Wolfgang Julius von Hohenlohe-Neuenstein im Jahre 1667 begann die fast hundertjährige (bis 1759) Präsenz des Geschlechts der Hohenlohe in Wilhermsdorf, die bis etwa 1740 ihre positiven Spuren hinterließ. Vor allem unter der Herrschaft des ersten Herren von Hohenlohe und – nach dessen Tode 1698 – seiner Gattin, der Gräfin Franziska Barbara von Hohenlohe, wurde das Dorf Wilhermsdorf zu einer glänzenden Residenz entwickelt.

Als typischer fränkischer Vertreter einer vom »bauwurm« besessenen Zeit begann der neue Herr von Wilhermsdorf den Neuaufbau des im 30-jährigen Krieg weitgehend zerstörten Dorfes. An Stelle der baufälligen Burgmilchling ließ er ein neues Wasserschloss errichten. Zwischen 1672 und 1693 entstand ein »äusserst geräumiger und sehr stattlicher«<sup>6</sup> Vierflügelkomplex mit Gartenanlagen, die besondere Anerkennung fanden. Johann Christian Wibel beschreibt den Neubau mit folgenden Worten: »Es stehet gantz in Wasser und hat an der vordern Seiten einen mit einer Mauer und unterschiedlichen Gebäuden umgebenen Hoff, über dessen Eingang sich eine grosse Altane mit eisernen Krembsern gegen den Marckt zu befindet. An der hintern Seite stös-

<sup>4</sup> Ebda., S. 45.

<sup>5</sup> Vgl. W. Wunder (s. A 2).

<sup>6</sup> K. Eichner (s. A 2).

<sup>7</sup> J.C. Wibel (s. A 2), S. 40.

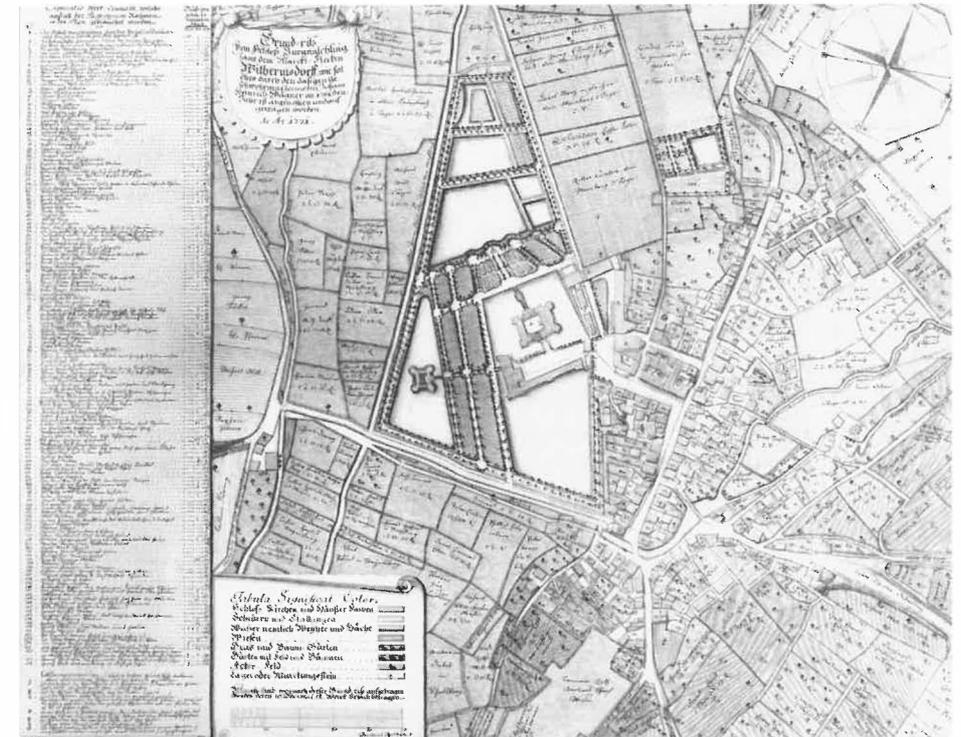


Abb. 3: Grundriß von Wilhermsdorf, aufgenommen durch den Geometer Johann Heinrich Wagner 1768 und fertiggestellt 1771, erste präzise Darstellung des Ortsgrundrisses von Wilhermsdorf. Dieser Grundriß von Wilhermsdorf mit seiner parzellenscharfen Darstellung ist ein äußerst wertvolles Dokument der Ortsgeschichte von Wilhermsdorf. Er erlaubt eine präzise Vorstellung der räumlichen Verhältnisse in der Residenz Wilhermsdorf, des auf das Mittelalter zurückgehenden Ortsgrundrisses mit seinen Hauptstraßen und dem diese querenden Ulsenbach, der Zeugnisse des barocken Neuaufbaus in den goldenen Jahrzehnten von Wilhermsdorf, aber auch die überaus eindrucksvolle Gegenüberstellung des ausgreifenden, verschwenderischen Schlossbereiches und der dichtgedrängten Siedlung der Untertanen, die am Marktplatz wiederum ein herrschaftlich geprägtes Zentrum findet. Das beigegebene Verzeichnis der Namen der Wilhermsdorfer Bürger, ihrer Berufe und der Größe ihres Besitzes läßt einen Einblick in die sozialen Verhältnisse dieser Jahre zu. Deutlich wird dabei, dass zahlreiche Gebäude im Eigentum von zwei verschiedenen Familien waren – ein Hinweis auch auf die Bewohnerdichte des Ortes. Der Grundriß erleichtert die Bestimmung der städtebaulichen Veränderungen bis heute außerordentlich. Quelle: Staatsarchiv Nürnberg, Bestand: Fstm. Ansbach, Karten und Pläne Nr. 593.

set der Hoff-Garten an, welcher von dem ehemaligen Hoff-Gärtner Kemmer angelegt, und mit vielen Alléen, Fontainen und Insulen, die im Frühling und Sommer denen Augen besonders angenehme Belustigung verursachen, wie auch mit einem Garten-Hauß versehen ist.«<sup>7</sup>

In den Jahren 1667 bis 1698 wurde die Kanzlei der hohenlohischen Verwaltung errichtet, die auch dem Gefängnis Raum bot. Neben der Kanzlei entstand 1669 die Brauerei. In dieser Zeit wurde vermutlich auch der ritterliche Zwergbau mit dem Neuhöfer Tor errichtet, der Wilhermsdorf an der Ansbacher Straße nach Westen hin abschloss. »Nach 1700 entstand ausserdem eine Bandmanufaktur, die sich offensichtlich bis ins 19. Jahrhundert halten konnte. Die rege Bautätigkeit in der Herrschaft ermöglichte es in den folgenden Jahrzehnten zahlreichen Handwerkern und Künstlern ein Auskommen zu finden.«<sup>8</sup> Bereits 1671 wurde der Lauf des Ulsenbaches verändert, um einer Gerberei zu dienen. Ebenfalls 1671 erhielt der Graf von Kaiser Leopold das Recht, »vier Jahrmärkte halten zu dürfen«.<sup>9</sup> Die damals neu angelegten Torhäuser begrenzten den Ort »eher symbolisch..., als dass sie ihn wirklich verschlossen«.<sup>10</sup>

Der Neuaufbau von Wilhermsdorf wurde nach dem Tod des Grafen durch dessen Witwe mit ähnlicher Kraft fortgeführt. Auf ihre Initiative hin wurde das nach dem Schloss zweitgrößte Bauvorhaben in Angriff genommen, der Neubau der Pfarrkirche nach den Plänen des Würzburger Hofbaumeisters Joseph Greising. Im Jahre 1706 fiel die alte Kirche, von 1706 bis 1714 entstand der prächtige Neubau in »heiterem« Barock, ein das Ortsbild seither beherrschender »Monumentalbau«. »Die neue Pfarrkirche diene auch der herrschaftlichen Selbstdarstellung. Sie wurde präzise in das vorhandene Ensemble eingepasst. Die Schaufassade der Kirche sollte von vornherein auf das südlich gelegene Schloss ausgerichtet werden. Um diesen der Gesamtkonzeption zugrunde liegenden Gedanken verwirklichen zu können, musste von der bei Kirchen üblichen Ausrichtung nach Osten, wie sie auch dem Vorgängerbau noch zueigen gewesen war, Abstand genommen werden. Die Schaufassade der neuen Pfarrkirche wurde so nach Süden gerichtet, und der Sakralbau mit einem Nordturm versehen... Die Anlage der Kirche auf einer leichten Erhöhung vergrößert noch entschieden die von ihr ausgehende Wirkung.«<sup>11</sup>

Bereits 1707 ließ die Gräfin nahe der im Bau befindlichen Kirche ein neues, zweigeschossiges Schulhaus mit Mansarddach errichten, nachdem das alte zusammen mit der alten Kirche abgebrochen worden war. Es folgte der Neubau des bereits 1594 gestifteten Spitals, der 1716 als zweigeschossiger Fachwerkbau mit Satteldach beendet wurde.

<sup>8</sup> A. Dürr 1993 (s. A 2), S. 189.

<sup>9</sup> Vgl. W. Wunder (s. A 2).

<sup>10</sup> A. Dürr 1993 (s. A 2), S. 189.

<sup>11</sup> A. Dürr 1995 (s. A 2), S. 89.



Abb. 4: Pfarrkirche, das ortsbeherrschende Wahrzeichen von Wilhermsdorf.  
Quelle: J. Zill und M. Kilian (vgl. A 2), S. 45.

»Das Spital in Wilhermsdorf nahm ... arme Menschen auf, die gegen Zahlung einer geringen Miete, teilweise aber auch umsonst, darin wohnen durften.«<sup>12</sup> Die Fertigstellung der 1718 begonnenen kleinen, »einfach gehaltenen, dabei nicht minder stimungsvollen«<sup>13</sup> Spitalkirche im Jahre 1727 konnte die Gräfin nicht mehr erleben.

<sup>12</sup> Ebda., S. 97.

<sup>13</sup> Vgl. K. Eichner (s. A 2).

Neben diesen Schlüsselprojekten des herrschaftlichen, barocken Neuaufbaus von Wilhermsdorf wurden bis um 1740 weitere Bauprojekte realisiert, die in ihrer architektonischen Gestaltung wie in ihrer städtebaulichen Orientierung von größter Sorgfalt künden. So wurde etwa das Redoutenhaus »an herausragender Stelle gebaut, genau da, wo die durch den Ort führende Straße von Markt Erlbach nach Langenzenn eine scharfe Biegung beschreibt. Wer diese Straße, aus Markt Erlbach kommend, benutzte, hatte vom Ortseingang an das überaus repräsentative Gebäude im Blick. Es trägt die Jahreszahl »MDCCXXXVI« (1736) und die Inschrift »SOLI DEO GLORIA«. <sup>14</sup> Dieses städtebauliche Schlüsselgebäude markiert zugleich die wohl schon für die Ortsgründung konstitutive Kreuzung von Fernstraße und Ulsenbach, also die Passage eines Wasserlaufes. Eine ähnliche städtebauliche Wirkung muss auch dem stattlichen, inzwischen aufgestockten Giebelbau Hauptstraße 38 zugeschrieben werden, der den Blick vom Marktplatz nach Norden beherrscht. Das gleiche gilt für das ehemalige Giebelhaus Marktplatz 2 (Gasthaus »Krone«). Auch das 1717 errichtete herrschaftliche Consulentenhaus, das heutige Rathaus, wurde eindrucksvoll durch die beiden mit welschen Hauben bekrönten Erker in der Hauptstraße platziert.

Die hohenlohische Herrschaft zielte in Wilhermsdorf also auf eine umfassende barocke Ortserneuerung, die sich nicht in einzelnen isolierten Projekten oder papiernen Plänen erschöpfte. Man kann daher von einer regelrechten »barocken Bauleitplanung« sprechen, die insbesondere im Kernbereich des Ortes, am Marktplatz, zum Ausdruck kam. »Vor allem in der Ortsmitte, um den Marktplatz, wurden die alten Gebäude abgerissen und an ihrer Stelle neue repräsentative Mansarddachhäuser errichtet... Um den geschlossenen Eindruck noch zu steigern, aber auch, um eine bessere, bequemere Straße zu bekommen, wurde der Ort damals gepflastert. Um 1740, als die Baumaßnahmen weitgehend abgeschlossen waren, zählte Wilhermsdorf »ausser den Herrschaftlichen [Häusern], Kirchen- und Schul-Gebäuden, Pfarr-Wohnungen und dergleichen 102 Bürgerliche und 10. Juden-Häuser.« <sup>15</sup> Damit dürfte in diesen Jahren die Einwohnerzahl immerhin zwischen 700 und 1.000 Personen betragen haben.

In der Glanzzeit der Herrschaft des Geschlechtes der Hohenlohe erlebte Wilhermsdorf daher eine bauliche Neugestaltung, die nicht ausschließlich der Repräsentation und den Bedürfnissen der Herrschaft entsprach, sondern auch dem Orte und seinen Einwohnern eine gewisse Verbesserung der Lebensverhältnisse brachte. Ort und Herrschaftsbereich wurden als Gesamtkunstwerk begriffen, der Ort dem Herrschaftsbereich städtebaulich untergeordnet. Damit erwiesen sich die vor Ort residierenden Hohenlohe als »gute Fürsten« ihrer Zeit, als Herren, die die zeitgenössischen Möglichkeiten eines Neuaufbaus, auch der merkantilistischen Wirtschaftsförderung,

<sup>14</sup> Vgl. A. Dürr 1995 (s. A 2), S. 99.

<sup>15</sup> Vgl. ebda., S. 100.

einer bescheidenen Peuplierung und einer neuen Gemeindeordnung, nach den Zerstörungen des 30-jährigen Krieges zum Wohle des Ortes und ihres eigenen Ruhmes umfassend nutzten. »Aber auch in kultureller Hinsicht hat Wilhermsdorf nie mehr Ausstrahlung besessen als in jener hohenlohischen Ära, da in dem Ort kleine Kunstwerke geschaffen, Orgeln gebaut und Bücher geschrieben und gedruckt wurden.« <sup>16</sup>

Das Ergebnis dieses Neuaufbaus war ein neues Wilhermsdorf, das durchaus nicht mehr als Dorf erschien, sondern vielmehr als Stadt, eine städtebauliche Aufwertung, die aber niemals in einer rechtlichen Form ihren Ausdruck fand. Dies wurde schon von den Zeitgenossen so gesehen: Unter der Herrschaft der Gräfin, so 1742 der Diakon und zweite Pfarrer Johann Christian Wibel, zugleich der erste Chronist des Ortes, »wurden die alten Häuser fast durchgehends abgebrochen, und der Ort mit neuen zierlichen Gebäuden und einem steinernen Pflaster dergestalt versehen, dass er nunmehr einer Stadt ähnlicher siehte, als einem Dorff«. Und weiter: »So viel ist wohl gewiss, dass manche Stadt so gut nicht in die Augen fället, und dass ihm zu einer Stadt weiter nichts als eine Mauer abgehät, wiewohl die Häuser also aneinander gefüget sind, dass es gar leicht völlig geschlossen werden kan.« <sup>17</sup>

Mit der Herrschaftsübernahme durch den Grafen Philipp Ferdinand von Limburg-Bronkhorst-Stirum im Jahre 1760 begann die »traurigste, unwürdigste Zeit von Wilhermsdorf«, die durch eine maßlose Ausplünderung der Untertanen gekennzeichnet war. Um seinen völlig überdimensionierten Hofstaat unterbringen zu können, ließ der Graf das hohenlohische Schloss aufstocken – eine Maßnahme, die nie zu Ende geführt wurde, aber die Tragfähigkeit des Baukomplexes beeinträchtigte. »Der einzige Verdienst des Grafen in Hinsicht auf Wilhermsdorf war es vielleicht, die Kanzlei des Ritterkantons Altmühl nach Wilhermsdorf zu bringen.« <sup>18</sup> Die Herrschaft des Grafen war von kurzer Dauer. Bereits 1769 erwarb Freiherr Georg Erasmus Wurster von Kreuzberg die Herrschaft Wilhermsdorf, dessen Geschlecht Wilhermsdorf bis 1839 besaß.

Im Jahre »1796 kam Wilhermsdorf unter kgl. preußische Landeshoheit, 1806 wurde es mit dem ganzen Ansbachischen Lande an Bayern abgetreten.« <sup>19</sup> Mit dieser Revolutionierung der Herrschaftsverhältnisse setzte ein Bedeutungsverlust von Wilhermsdorf ein, der auch durch die vorübergehende Gewährung eines Herrschaftsgerichtes II. Klasse (1817) und – nach dessen baldiger Auflösung – eines Patrimonialgerichtes (bestätigt 1821, wieder aufgelöst 1839) nicht kompensiert werden konnte. Alle Bemühungen Wilhermsdorfs, nach dem Wegfall des Patrimonialgerichtes ein anderes Amt zu erhalten, scheiterten. Besiegelt wurde der Bedeutungsverfall schließlich durch den Tod des letzten, kinderlosen Schlossherren, Johann Friedrich Freiherrn Wurster von Kreuzberg, als der Besitz des Vasallen an die bayerische Krone fiel.

<sup>16</sup> Ebda., S. 130.

<sup>17</sup> J.C. Wibel (s. A 2), S. 18.

<sup>18</sup> A. Dürr 1995 (s. A 2), S. 139.

<sup>19</sup> K. Eichner (s. A 2).

## 1.2 Vom Ende des Schlosses

Wilhermsdorf hatte nun keinen vor Ort residierenden Adel mehr. Damit war auch das Schloss herrenlos und stand zur Disposition. »Die Tatsache, dass nach dem Aussterben der Wurster von Kreuzberg kein Ortsadel mehr in Wilhermsdorf lebte, wirkte sich vor allem in Bezug auf das Schloss und damit langfristig auch auf das Ortsbild negativ aus. Während in anderen Orten, wo Schlösser im Besitz des Adels blieben, jene repräsentativen Bauwerke auch schlechte Zeiten überstanden und von ihren Besitzern unter teils hohem finanziellen Aufwand erhalten wurden, fehlte in Wilhermsdorf nun ein derartiger ›Anwalt‹ für die Belange des Schlosses. Der bayerische Staat als Rechtsnachfolger hatte keine Verwendung für ein Gebäude dieser Größenordnung in einem mittelfränkischen Flecken.«<sup>20</sup>

Zunächst – im Jahre 1841 – sprach sich allerdings die Regierung von Mittelfranken noch für den Erhalt des Schlosses aus, unter ausdrücklichem Hinweis auf den historischen Wert und die herausragende Lage des »bedeutsamen Baus«. Mit fortschreitendem Verfall des Gebäudes wendete sich aber das Blatt. Zwischen 1868 und 1872 entbrannte ein heftiger Streit um die Zukunft des Schlosses, der jedoch nur unter Fach- und Staatsinstitutionen geführt wurde. Gutachten und Stellungnahmen für und wider den Erhalt wechselten sich ab. So kam der Amtsarzt (!) Dr. Scharold im Auftrage des Historischen Vereins von Mittelfranken bereits im April 1868 zu dem Urteil, dass das Schloss eines künstlerischen Wertes »überhaupt entbehre«.

Dagegen hielt der Vorstand des Germanischen Museums in Nürnberg, Professor Essenwein, in seinem Bericht vom Oktober 1868 das Schloss für erhaltenswert:

»Nichts desto weniger sei das Schloss in seiner ganzen Erscheinung und in den Ueberresten, welche es bewahre, interessant genug, um seine Erhaltung wünschenswerth zu machen. Schon von fern stehe das mächtige Gebäude als ein Schmuck der Landschaft da, die landschaftliche Schönheit der Gegend werde wesentlich dadurch gehoben, dann biete es für das Studium ein so gutes Beispiel eines auf großen Reichthum gegründeten Edelsitzes des 17. Jahrhunderts, wo nicht mehr, wie bei den Burgen der älteren Zeit, die Absicht der Vertheidigung vorlag, sondern wo man nur als Reminiscenz und als Symbol des adeligen Besitzes die Thürme und Gräben beibehalten hatte, aber auf Luxus und Bequemlichkeit im Sinne damaliger Zeiten alles einrichtete. Von solchen größeren Edelsitzen seien zwar in Deutschland noch manche erhalten, doch wenige böten ein so charakteristisches Beispiel für eine bestimmte Zeit und bestimmte Verhältnisse. Dann sei es ein Denkmal der Vorzeit, geeignet wie jedes andere Denkmal der Vorzeit, der Bevölkerung, welche dasselbe umgibt, vor Augen zu halten, dass andere Zeiten vor den unseren waren und so auch wieder andere folgen werden; es sei eine Erinnerung an eine frühere Größe und Bedeutung, es sei eine Mahnung der Ver-

<sup>20</sup> A. Dürr 1995 (s. A 2), S. 172.

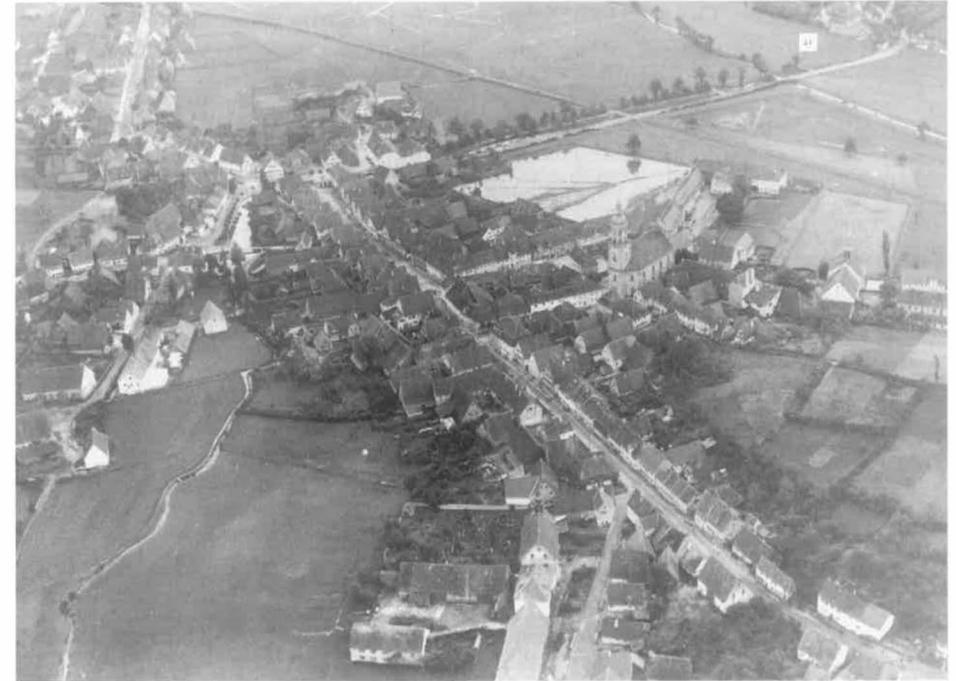


Abb. 5: Luftbild von Wilhermsdorf, 1922. Gut zu sehen ist die markante Hauptstraße, die oben im Bild auf den Blickpunkt des Redoutenhauses zuläuft, rechts oben hinter der barocken Pfarrkirche das ehemalige Schlossareal. Quelle: CVJM Wilhermsdorf (s. A 2).

gangenheit zu gedenken, welcher wir allein das verdanken, worauf unsere Zeit stolz sei, da sie uns dahin geführt habe. Mindestens könnte man die Zerstörung dem Zahn der Zeit überlassen und hätte so wenigstens der Gegend eine malerische Ruine erhalten.«

Gegen die Erhaltung argumentierten die königliche Baubehörde in Neustadt an der Aisch (Bericht vom April 1868) und die oberste Baubehörde, ebenso das Königliche Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten. Der bayerische Generalkonservator Dr. von Hefner-Alteneck forderte schließlich 1870 nach einer Besichtigung die Erhaltung des Schlosses, das er als »bedeutendes Werk der Menschenhände« pries.

Nachdem der bayerische König Ludwig II. bereits 1871 dem Verkauf auf Abbruch zugestimmt hatte, setzte er sich 1872 noch einmal zugunsten des Schlosses ein und forderte vom Finanzministerium eine nähere Untersuchung des Falles. Die königlichen Beamten aber verwiesen auf die kurz- und langfristigen Kosten eines Erhalts und plädierten daher für den Abbruch. Die Kosten gaben – wie oft bei widersprüchlichen Wertungen von Gutachten, welche wiederum von der Kostenfrage beeinflusst werden

– den Ausschlag. Im Oktober 1872 folgte Ludwig II. den Empfehlungen seiner Beamten und bewilligte den Verkauf auf Abbruch. Damit war das Schicksal des Schlosses entschieden.

Bis 1873 wurden wertvolle Teile der Inneneinrichtung des Schlosses demontiert und mit der Eisenbahn nach München verfrachtet. Im Bayerischen Nationalmuseum finden sich noch heute einige Gegenstände aus dem Schloss Wilhermsdorf. So ist auch Wilhermsdorf ein Beispiel für die staatlich geförderte räumliche Zentralisierung von Kulturgut auf Kosten der ländlichen Regionen.

Die Schlossgebäude selbst wurden 1873 zur Versteigerung angeboten – zunächst ohne Erfolg. Erst 1876 konnten sie veräußert werden – allerdings unter dem Schätzwert. »Der Käufer des Schlosses, der lediglich etwas mehr als die Hälfte des angesetzten Betrages berappen musste, hatte nicht vor, das Gebäude abzureißen, er wollte es vielmehr wirtschaftlich nutzen, was die Regierung von Mittelfranken besonders begrüßte.«<sup>21</sup> Der neue Schlossherr, ein Bauunternehmer aus Nürnberg, wollte eine Kuranstalt im Schloss einrichten. Doch finanzielle Probleme führten schon 1877 zu einem abermaligen Verkauf, diesmal zu einem nochmals deutlich niedrigeren Preis an eine Gruppe von 38 Bürgern. Kurz darauf verkaufte diese Gruppe das Schloss an eine andere Gruppe Wilhermsdorfer Bürger mit deutlichem Gewinn. Die neuen Besitzer schließlich nutzten das Schloss als Steinbruch. Die Steine des 1878/79 abgebrochenen Herrschaftsgebäudes wurden bei mehreren Hausbauten wieder verwendet. »Die große Gartenanlage war vorher schon in eine Wiese umgewandelt worden. Erhalten geblieben ist nur der Schlosshof mit einigen der einstigen Wirtschaftsgebäude (Försterhaus, Sekretärshaus, Torhaus).«<sup>22</sup>

So endete das hohenlohische Schloss aus der goldenen Zeit von Wilhermsdorf als Spekulationsobjekt und Baumaterialienspender. Dieses Schicksal zeigt auch die veränderten sozialen und kulturellen Verhältnisse in Wilhermsdorf zu Beginn der Kaiserzeit. Es gab vor Ort keine soziale Schicht mehr, die das kulturelle Erbe schätzen und sich für dessen Pflege und Fortbestand einsetzen wollte. Die für die frühe Kaiserzeit typische, zerstörerische Gleichgültigkeit gegenüber dem historisch wertvollen baulichen Erbe hatte auch den Ort Wilhermsdorf nicht verschont. Die wenigen Fürsprecher waren auswärtige Fachleute, die sich in dieser Zeit gegen das Argument der unrentierlichen Kosten nicht durchsetzen konnten.

<sup>21</sup> Ebda., S. 175f.

<sup>22</sup> K. Eichner (s. A 2).

### 1.3 Von der Industrialisierung zur Massenmotorisierung

Die Gründung der ersten Fabriken seit 1881 verweist auf den Beginn eines neuen Aufschwungs in Wilhermsdorf. Insbesondere die Pinselfabrikation machte den bis dahin weithin vergessenen Ort über seine Grenzen hinaus wieder bekannt. Der späte Anschluss an das Eisenbahnnetz im Jahre 1895 konsolidierte die positive wirtschaftliche Entwicklung. Der Bereich um den Bahnhof wurde zu einem räumlichen Schwerpunkt der gewerblichen Entwicklung, die Straße zwischen dem historischen Ortskern und dem Bahnhof, die Bahnhofstraße, zu einem Brennpunkt der Ortsentwicklung. Wilhermsdorf wuchs über seine historischen Grenzen hinaus. Der Weiterbau der Eisenbahnstrecke nach Markt Erlbach im Jahre 1902 »machte es notwendig, die Bahntrasse quer durch die einstige Schlossanlage zu führen.«<sup>23</sup>

Wilhermsdorf veränderte sich so in wirtschaftlicher wie baulicher Hinsicht relativ schnell von einem verfallenen ehemaligen Residenzort zu einem aufstrebenden »Industrieort«. Zahllose Gebäude der Kaiserzeit zeugen noch heute von diesem Wandel. Die in der Kaiserzeit einsetzende Modernisierung setzte sich auch nach dem Ersten Weltkrieg fort, wenngleich aufgrund der schlechteren wirtschaftlichen Verhältnisse auf bescheidenerem Niveau.

Nach der nationalsozialistischen Machtübernahme erhielt der Platz vor dem alten Kanzleigebäude des Ritterkantons Altmühl den Namen »Adolf-Hitler-Platz«, vor der Kirche wurde eine »Hindenburglinde« gepflanzt. Damit wurde das Zentrum des historischen Ortes im nationalsozialistischen Sinne angeeignet und umgedeutet. Auch in Wilhermsdorf wurde die ansässige jüdische Bevölkerung vertrieben. Im April 1945 erreichte der Zweite Weltkrieg den kleinen Industrieort. Ein deutsches Sprengkommando zerstörte die Bahnbrücke und die beiden Brücken über den Ulsenbach. Kurz darauf wurde Wilhermsdorf den US-amerikanischen Truppen übergeben.<sup>24</sup>

Die Folgen des Weltkrieges trafen auch Wilhermsdorf. Der Ort musste zahlreiche Obdachlose aus Nürnberg und dem Rheinland aufnehmen, später immer mehr Heimatvertriebene. Während die Zahl der Einwohner 1939, im Jahre des Kriegsbeginns, noch 1.717 betrug, schnellte sie bis 1952 auf 2.687 empor. Neue Siedlungsgebiete zeugen von einer neuerlichen Modernisierung des Ortes am Rande und im Einflussbereich des Großraums Nürnberg – Fürth – Erlangen.

Gleichzeitig wurde – wie andernorts auch – der historische Baubestand zunächst eher als Last denn als erhaltenswertes Erbe angesehen. Insbesondere im Bereich des Marktplatzes wurden alte Gebäude abgebrochen und durch Neubauten ersetzt bzw. stark überformt. Damit verschwanden wichtige Zeugnisse aus der Glanzzeit von Wilhermsdorf. Die abbruchfreudigen Jahrzehnte der 60er/70er Jahre markierten so die

<sup>23</sup> Vgl. J. Zill/M. Kilian (s. A 2), S. 9.

<sup>24</sup> Vgl. A. Dürr 1995 (s. A 2), S. 289.

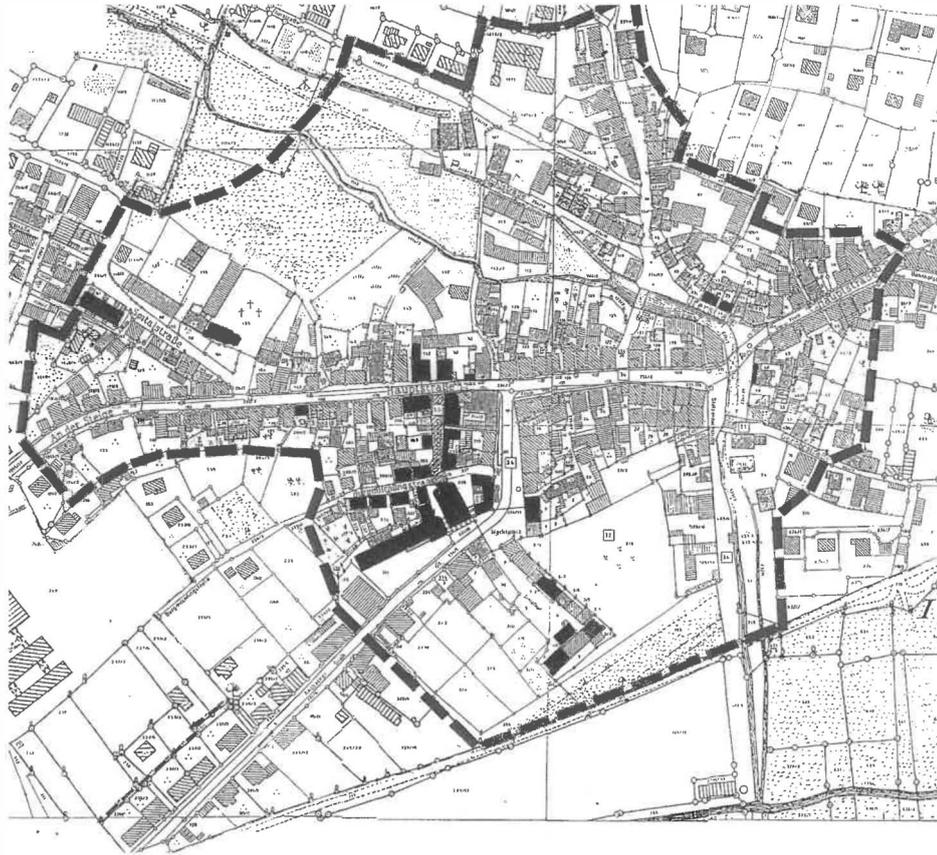


Abb. 6: Das historische Zentrum von Wilhermsdorf, Stand 1998. Gestrichelt markiert ist das Altort-erneuerungsgebiet, schwarz hervorgehoben sind die noch vorhandenen Gebäude aus der barocken Blütezeit der Marktgemeinde. Quelle: Planungsbüro Gruppe DASS.

zweite einschneidende Abrissphase hohenlohischer Bauten nach derjenigen in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts. Selbst das Schlossgelände wurde weiterhin stiefmütterlich behandelt. Im Jahr 1982 setzte der Gemeinderat eine Mischbaufläche an Stelle des Eisweihers auf dem ehemaligen Schlossgelände durch. Daraufhin wurde dieser bedeutendste Ort der Geschichte von Wilhermsdorf zu einer Entsorgungsfläche für manch ausrangiertes Gut sowie zu einer Lagerfläche für Sand und Kies degradiert. Seit den 60er Jahren wurden allerdings auch wichtige historische Gebäude saniert: so das Pfarrhaus 1965, die Pfarrkirche 1966-68 und das Spitalgebäude 1984/85.

Weit bedrohlicher als die Abbruchfreudigkeit erwies sich während der Nachkriegszeit der explodierende Autoverkehr. Das fahrende Blech bedrängte den Altort mehr und mehr, griff die Fassaden der Altbauten an, verdrängte die Fußgänger, für die der Weg immer unerträglicher wurde. Wilhermsdorf wurde ein Opfer des Durchgangsverkehrs, für den der ehrwürdige Ort nurmehr ein lästiges Nadelöhr war.

## 2. Perspektiven der Altorterneuerung

Das überkommene bauliche Erbe ist zuallererst ein Zeugnis der Blütezeit von Wilhermsdorf, vor allem der Zeit der Herrschaft des Grafen Wolfgang Julius von Hohenlohe bzw. seiner Frau Franziska Barbara von Hohenlohe. 1667 erwarb der Graf die Herrschaft Wilhermsdorf, und als »die Gräfin im Jahre 1718 starb, war Wilhermsdorf zu einem kleinen barocken Residenzort geworden.«<sup>25</sup> Der Abbruch des Schlosses in den Jahren 1878/79 ist ein beredtes Zeugnis der wechselvollen Geschichte Wilhermsdorfs – Ausdruck der zu diesem Zeitpunkt bereits weit zurückliegenden Glanzzeit des Ortes, Ausdruck aber auch der radikal veränderten sozialen Verhältnisse zugunsten eines industriellen Bürgertums, das den Zeugnissen des Absolutismus mit wenig Respekt und unter nüchternem kaufmännischen Gesichtspunkt gegenübertrat, einer Haltung, die nach dem Zweiten Weltkrieg fortwirkte.

Erst die Einleitung der Altorterneuerung 1992 markierte eine Zäsur. Der für Wilhermsdorf gefährlichen, zunehmenden Verkehrsbelastung wurde durch die Planung der zur Zeit im Bau befindlichen Umgehungsstraße begegnet. Die absehbare Fertigstellung eröffnet einen Spielraum für die Altorterneuerung. Mit dem Bau der Umgehungsstraße wird in Zukunft vor allem die Südseite des Altortes wieder entscheidend an Bedeutung gewinnen. Diese wird sich dem eiligen Autofahrer als – wenn auch nur flüchtiger – Ortseindruck präsentieren. Derjenige, der in Wilhermsdorf halten will, wird den ehemaligen Herrschaftsraum als neuen Eingangsbereich erleben. Vor diesem Hintergrund ergeben sich geradezu zwangsläufig die städtebaulichen Schwerpunkte der Altorterneuerung: die Rückgewinnung und Aufwertung der durch den Durchgangsverkehr geschundenen, von diesem aber mittelfristig befreiten Hauptstraßenzüge zum einen und die an die Geschichte erinnernde Weiterentwicklung des historischen Herrschaftsraums im Süden zum anderen. Dazu kommt die erforderliche Pflege der letzten überkommenen, herausragenden Zeugnisse aus der Glanzzeit von Wilhermsdorf, der hohenlohischen Ära: der Reste des Schlossareals, der Pfarrkirche, der umgebauten hohenlohischen Kanzlei, des Spitals, der Spitalkirche, des alten Schulhauses, des alten Consulentenhauses (Rathauses) sowie der barocken Bürgerhäuser.

<sup>25</sup> Ebda., S. 2.

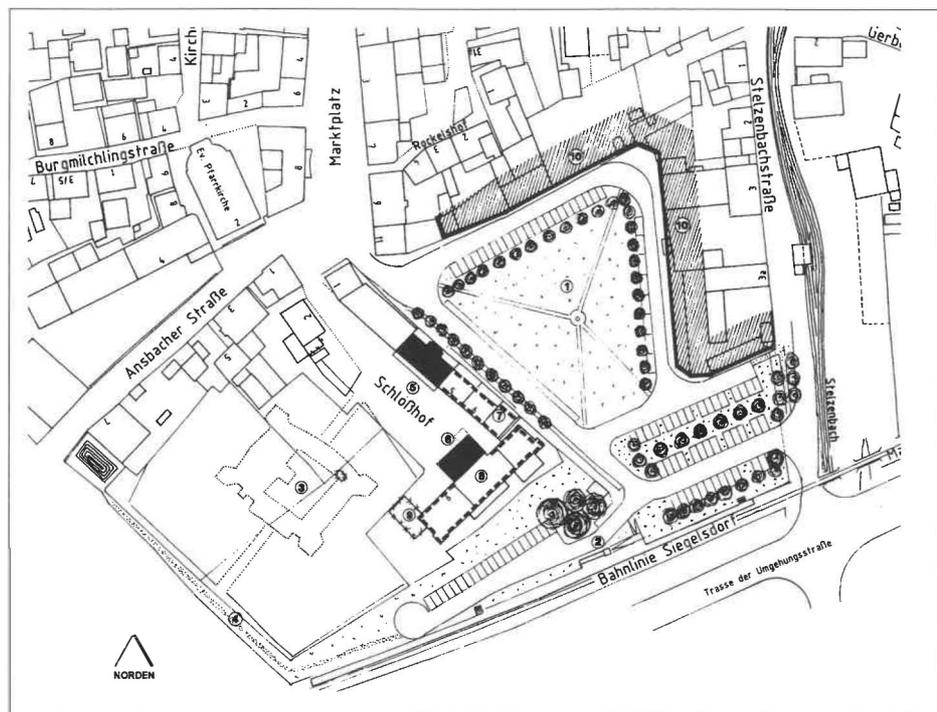


Abb. 7: Maßnahmenplan zur Neugestaltung der ehemaligen Schlosslandschaft, Planungsbüro Gruppe DASS, 1998. Ein Ziel der Altorterneuerung musste es sein, angesichts des Baus der Umgehungsstraße im Bereich des ehemaligen Schlosshofes unter Beachtung ortsspezifischer historischer Gestaltungselemente (Garten, Allee, Wasser) einen repräsentativen öffentlichen Eingangsraum schaffen, der zugleich als Festplatz dienen kann. Wünschenswert war eine Fassung des Festplatzes durch eine neue, zum Platz hin gerichtete, nicht sehr tiefe Bebauung, die sich in ihrer Geschosshöhe an den historischen Schlossnebengebäuden orientiert. Bereits 1995/1996 wurde die Freifläche des ehemaligen Schlosshofes (des »Festplatzes«) neu gestaltet. Die bauliche Fassung des Platzes steht noch aus. Das eigentliche Schlossareal westlich des Schlosshofes befindet sich noch heute in einem beklagenswerten Zustand. Hier sind allerdings nur mittelfristig Änderungen möglich, wenn die private Nutzung des Areals aufgegeben wird. Erst dann wären gestalterische Maßnahmen möglich, die an das verschwundene Schloss und seine Außenanlagen erinnern. Quelle: Planungsbüro Gruppe DASS.

Wilhermsdorf kann zu einem Modellfall dafür werden, wie ein aus dem öffentlichen Bewusstsein verschwundener Ort von regionalgeschichtlicher Bedeutung wieder ins kulturelle Rampenlicht zurückkehren kann – durch eine Entlastung vom Durchgangsverkehr, eine vorrangige erhaltende Erneuerung der den Ort prägenden Bauten der Barockzeit und eine offensive, würdige Neugestaltung der verstümmelten Schlosslandschaft. Wilhermsdorf kann zeigen, wie ein Residenzort auch ohne Schloss eine Zukunft hat. Die Marktgemeinde selbst geht mit gutem Beispiel voran – nicht nur durch die Forcierung der Altorterneuerung, sondern auch durch die aufwendige, denkmalgerechte Erneuerung des Rathauses, des barocken Consulantenhauses.

Kerstin Gothe

## Ludwigsburg in Baden-Württemberg: eine barocke Mittelstadt in einem Ballungszentrum<sup>1</sup>

Ludwigsburg liegt im Ballungsraum Mittlerer Neckar, 13 Kilometer oder 16 S-Bahn-Minuten von Stuttgart entfernt. Der barocke Kern der Stadt macht einen Bruchteil der Stadt aus, ist überformt und nur noch in Teilen zu erkennen. Trotzdem prägt er bis heute das Bild Ludwigsburgs.

Die Stadt ist Bestandteil der Region Stuttgart mit 2,5 Millionen Einwohnern. Die Städte und Gemeinden der Region sind funktional vielfältig miteinander verflochten: Man wohnt in Marbach, geht zur Arbeit nach Ditzingen, die Kinder sind im Gymnasium in Ludwigsburg, und das Theater besucht man in Stuttgart. Die Städte sind aufeinander zu gewachsen. Die Landschaft besteht nur noch aus Inseln zwischen den Städten. Die Region ist polyzentrisch geprägt. Das Zentrum, die Stadt Stuttgart, wird von starken Trabanten, selbstbewussten Mittelstädten umgeben: von der ehemaligen freien Reichsstadt Esslingen, von Sindelfingen, Böblingen und auch von Ludwigsburg, einer Stadt mit 88.000 Einwohnern und einem lebhaften eigenständigen kulturellen Leben.

Ich möchte zunächst die Geschichte der Stadt Ludwigsburg skizzenhaft vorstellen und im zweiten Teil drei Aspekte vertiefen: die Zentrenbildung in der barocken Innenstadt, die Konversion als Daueraufgabe sowie das Thema: Parks und Gärten, Alleen und Straßen in der Barockstadt.

### 1. Von der barocken Stadtgründung zu einem Mittelzentrum im prosperierenden Ballungsraum

Die Gründung der Stadt Ludwigsburg basiert wie in vielen barocken Städten auf dem Bau eines Schlosses, das Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg ab 1704 von Johann Friedrich Nette auf dem Gelände einer Hofstätte planen und errichten ließ. Im Jahre 1707 entschloss sich Eberhard Ludwig, dem Schloss ein bürgerliches Gemeinwesen zuzuordnen. Vorbilder waren »französische und preußische Stadtgründungen, insbesondere Versailles, Berlin (Dorotheenstadt und Friedrichstadt) sowie Erlangen.«<sup>2</sup>

<sup>1</sup> Dieser Artikel basiert auf einem Vortrag anlässlich der Tagung der AG Die Alte Stadt in Ludwigsburg vom 15.10.-17.10.1999 mit dem Titel: »Ludwigslust zwischen Barock und Plattenbau«. Ich danke Herrn Dieter Hornig dafür, dass er mich mit Material, Ausarbeitung der Zeichnungen und kritischen Anmerkungen unterstützt hat.

<sup>2</sup> *Landesdenkmalamt Baden-Württemberg* (Hrsg.), Ortskernatlas Baden Württemberg, Heft 1.1 Stadt Ludwigsburg, bearb. v. W. Deiseroth, 1981, S. 2.

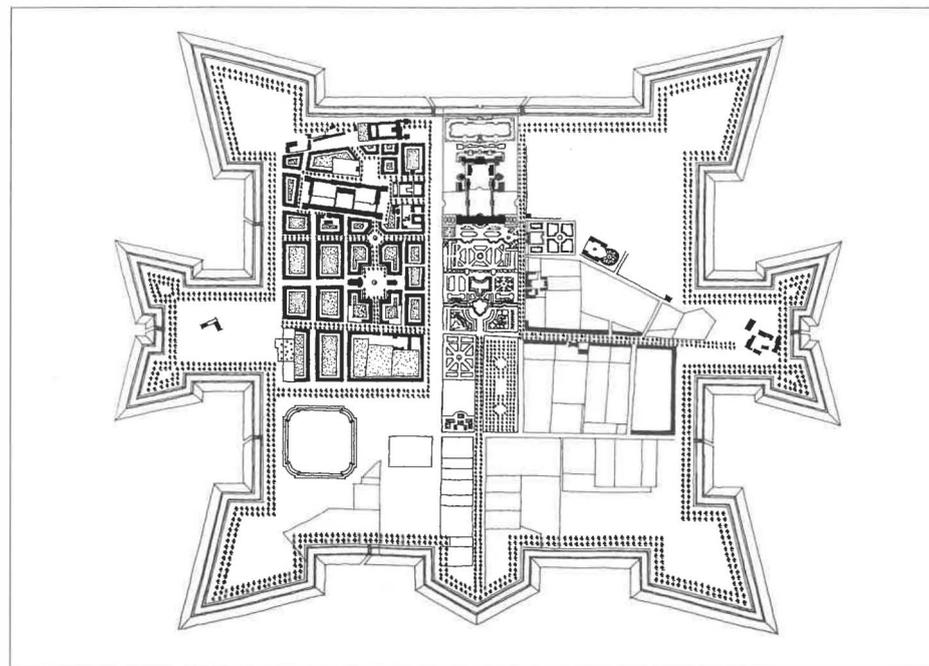


Abb. 1: Der Leger-Plan von 1726: überarbeitete Fassung eines von Regierungsbaumeister Hermann Stroebel rekonstruierten Stadtplans des Architekturstudenten Leger. Die Festungsanlagen und die Oststadt sind nicht gebaut worden; Quelle: *Stadtplanungsamt*.

Der Herzog lockte mit »Privilegien, Freyheiten und Benefizien«<sup>3</sup> für diejenigen, die sich in Ludwigsburg niederlassen wollten. Einen nennenswerten Erfolg hatte er damit erst, als er 1724 die Residenz und verschiedene Behörden nach Ludwigsburg verlegte.

Ab 1715 wurden Schloss und Stadt von Donato Giuseppe Frisoni geplant und gebaut. Es entstanden luftige Stadtquartiere mit geschlossener zweigeschossiger Randbebauung, durchgrünten Innenhöfen, großzügigen Platzräumen und Strassen mit Linden- bzw. Kastanienalleen. Der Stadtgrundriss der Bürgerstadt ist nicht direkt auf das Schloss bezogen wie etwa in Karlsruhe oder Mannheim.<sup>4</sup> Die Bürgerstadt entwickelte

<sup>3</sup> O. Paret, 250 Jahre Ludwigsburg. 1704 – 1954, Ludwigsburg 1954, S. 23; vgl. auch H. Stroebel, Ludwigsburg – die Stadt Eberhard Ludwigs, Ludwigsburg 1918, S. 15 ff.

<sup>4</sup> Vgl. K. Merten, Residenzstädte in Baden Württemberg im 17. und 18. Jahrhundert, in: *Bad. Landesmuseum* (Hrsg.), Klar und lichtvoll wie eine Regel – Planstädte der Neuzeit, Karlsruhe 1990; I. Baumgärtner, Konstruierte Natur. Elemente der Stadtplanung und Architektur im klassischen französischen Garten und ihre Rezeption im Südwesten, in: ebd.; *Württ. Landesmuseum Stuttgart* (Hrsg.), Die Gärten der Herzöge von Württemberg im 18. Jahrhundert, Ausstellungskatalog bearb. v. A. Berger-Fix und K. Merten, Worms 1981.

sich westlich des Schlosses jenseits einer breiten Straßenachse. Ebenfalls nord-süd-orientiert wurde ein Straßenraster gebildet, unterbrochen von zwei Plätzen, die den Kern der neuen Stadt prägten.

An die Bebauung einer östlichen Stadt, die das Schloss in eine zentrale Lage gebracht hätte, wurde seinerzeit zwar gedacht. Wegen einer zu geringen Dynamik der Stadtentwicklung und wegen der topografischen Gegebenheiten wurde aber darauf verzichtet. Der Plan eines Studenten von 1726 zeigt die Idee der barocken Stadtanlage, die sich westlich und östlich des Schlosses entwickeln sollte und die wahrscheinlich auch Frisoni vorgeschwebt hatte. Der Bau einer Festungsanlage wurde nie ernsthaft betrieben, sieht man von einer Umzäunung der Stadt 1758 ab, die aber weniger dem Schutz gegen fremde Truppen als dem Zweck diente, die zum Dienst gepressten Soldaten am Fortlaufen zu hindern.

Das barocke Raster der Stadt ist über eine relativ bewegte Topographie gelegt worden und erfährt zusätzlich einzelne »Störungen« durch Feldwege, die aus dem rechten Winkel »ausscheren«. Die topografische Situation unterstützt die herrschaftliche Lage des Schlosses nicht: Das Schloss liegt 20 Meter tiefer als der Marktplatz und »versinkt« gleichsam gegenüber der Stadt. Beim Tode Eberhard Ludwigs 1733 war der nord-westliche Quadrant der Stadt, die sogenannte Ludwigsstadt, bebaut, außerdem hatte der Herzog das Lust- und Jagdschloss Favorite nördlich des Residenzschlosses errichten lassen.

In den folgenden Jahrzehnten wurde die Residenz zweimal von Ludwigsburg abgezogen und nach einigen Jahren wieder dorthin verlagert. Der Abzug der Residenz führte jeweils zu schmerzhaften Schrumpfungprozessen, die sich z. B. in folgenden Erinnerungen Justinus Kerners an seine Kinderzeit nachspüren lassen: »In den Arkaden (des Marktplatzes) waren oft die einzige Bevölkerung die Hühner des Italiener Mainoni, und nur ihr Krähen unterbrach die Stille, die oft ringsum herrschte... Hohes Gras wuchs aus den unbetretenen Pflastern mancher Straßen und Plätze. Besondere Gefühle von Verlassenheit und Trauer wandelten einen in den vielen langen und menschenleeren Alleen der Stadt an.«<sup>5</sup>

Einen wichtigen Wachstumsimpuls zusätzlich zur Residenz erhielt die Stadt durch die Ansiedlung der Garnison 1736. Herzog Karl Eugen von Württemberg (1728 – 93) vergrößerte sie 1752 von 1.400 auf 6.000 Mann. In der sich südlich an die Ludwigsstadt anschließende sogenannte Karlsstadt wurden große Militärbauten errichtet. In den folgenden 150 Jahren schwankte die Einwohnerzahl jeweils mit der Stärke der Garnison: Das Militär bestimmte die Entwicklung der Stadt maßgeblich. Dies wird schon allein darin deutlich, dass der Anteil der Soldaten an der Gesamtzahl der Einwohner mit jeweils etwa 50 Prozent gleich blieb und beide Werte abhängig von der

<sup>5</sup> O. Paret, (s. A 3), S. 63.



Abb. 2: Ludwigsburg. Vogelschau vom Favorite Park, vom Norden aus aufgenommen, um 1860; Quelle: Stadtarchiv.

Zahl der stationierten Soldaten erheblich schwankten.<sup>6</sup> Karl Eugen baute außerdem die Infrastruktur der Stadt aus: Rathaus, Schule, Stadtpflasterung und Stadtmauer. Auch das Schloss Monrepos wurde in seiner Zeit errichtet. Er ließ mehrere schnurgerade Alleen und Ausfallstraßen zu Nachbarorten und als Verbindung der Schlösser untereinander ausbauen, die zum Teil bis heute prägend für den Stadtgrundriss und das Stadtbild sind.

Während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts stagnierte Ludwigsburg.<sup>7</sup> Erst mit dem Anschluss an das Eisenbahnnetz Mitte des vorigen Jahrhunderts und mit der daran gekoppelten Entwicklung eines Industrie- und Gewerbeschwerpunktes in der Weststadt änderte sich dies. Es entstanden Maschinenfabriken, Eisengießereien, Ziegeleien, Buntwebereien, Brauereien und eine Zichorienfabrik. Als Verbindung zwischen dem Zentrum und dem Bahnhof wurde zum ersten Male abweichend vom alten Rastersystem eine Diagonalstraße gebaut (Myliusstraße).<sup>8</sup>

<sup>6</sup> E. Kohler, Raumwirksamkeit des Staates – dargestellt am Beispiel der Garnisonen (unveröff. Diplomarbeit im Fach Geographie), Stuttgart 1974.

<sup>7</sup> Anschaulich beschrieben in: C. Belschner, Die Stadt Ludwigsburg. Festschrift zur Feier ihres zweihundertjährigen Bestehens, Ludwigsburg 1909, S. 56 ff.

<sup>8</sup> Landesdenkmalamt (s. A 2), S. 7.



Abb. 3: Plan von 1891; Quelle: Stadtplanungsamt.

Aber auch die Garnison gewann an Bedeutung: Ludwigsburg wurde Hauptwaffenplatz des Landes und war um 1870 sogar stärkste Garnison des Deutschen Reiches. Aus dieser Zeit stammt vermutlich der Begriff: das schwäbische Potsdam. Räumlich waren die Kasernenanlagen jeweils am Rande der Stadt angesiedelt: Die Kasernen des 18. Jahrhunderts in der Ludwigsstadt und der Karlsstadt liegen heute im Innenstadtbereich. Die Kasernen insbesondere des ausgehenden 19. Jahrhunderts waren Teil der

östlichen Stadterweiterungen.<sup>9</sup> Das Militär mit seinen eigenen Versorgungseinrichtungen (Proviandamt, Bekleidungsamt, Stallgebäuden, Magazinen und Waffenmeistereien) bildete in dieser Zeit gewissermaßen eine Stadt in der Stadt. Die Kasernenbereiche waren überwiegend streng von der Stadt abgetrennt und stellten in ihrer teilweise blockübergreifenden Struktur Barrieren im Stadtgrundriss dar. Noch 1964 waren in der Innenstadt von Ludwigsburg fast ein Viertel der Bauflächen von militärischen Anlagen belegt.

Zwischen 1901 und 1922 wurden die umliegenden Dörfer nach Ludwigsburg eingemeindet. Die Stadt entwickelte sich zur Industrie-, Verwaltungs- und Garnisonstadt. Eine weitere, gemessen an der Stadtgröße bemerkenswerte Expansion der Militärfächen erlebte Ludwigsburg nach 1933, als fast 40 Hektar Kasernenfläche innerhalb weniger Jahre zwischen der eigentlichen Stadt und den eingemeindeten Dörfern auf der Grünen Wiese aufgesiedelt wurden.<sup>10</sup> Diese Flächen sind durch die Stadterweiterungen der 50er und 60er Jahre ebenfalls von der Stadt eingeholt worden. Nach dem Zweiten Weltkrieg nutzten die US-amerikanischen Streitkräfte die Kasernen, zu einem kleineren Teil auch die Bundeswehr. Das amerikanische Militär baute außerdem weitere Wohnsiedlungen am Rande der Ludwigsburger Markung und auf dem Gebiet der Nachbargemeinden. Seit dem Abzug des Militärs (1993/1994) ist Ludwigsburg keine Garnisonstadt mehr. Die Flächen sind wieder in die kommunale Planungshoheit übergegangen.

Damit ist eine Identität der Stadt aufgegeben, zu der ein durchaus ambivalentes Verhältnis bestanden haben dürfte: Einerseits gab das Militär Wachstumsimpulse, Dynamik und Glanz, andererseits bescherte es der Stadt die üblichen Begleiterscheinungen, über die die Bürger nicht immer erfreut gewesen sein konnten. Otto Borst hat dies folgendermaßen skizziert: »Die Soldatenstadt Ludwigsburg, das ist ein Knäuel von Erinnerungen aus der königlich-württembergischen, der wilhelminischen und der Reichswehr Ära, aus der Wehrmachtszeit und den Tagen, als im April 1945... die Amerikaner die Schlossstraße herauffuhren. Wohl keine Stadt in Württemberg hat so viel Schmerz in sich aufgesogen, so viel Sehnsucht und so kurzes in zweistündigen Sonderurlaub gepresstes Glück wie die Garnisonsstadt Ludwigsburg. Nirgendwo im Lande hat man das alles so in Hautnähe erlebt, das viehische Speißbrutenlaufen, die stundenlange Dumpfheit des Kasernenhofdrills, den schmutzigen Lebensrest: Würfel und Karten, den Griff nach schmutzigen Weibern und Schnaps.«<sup>11</sup> Und weiter

<sup>9</sup> Vgl. W. Läßle, Ludwigsburg wie es früher war, Gudensberg-Gleichen 1995.

<sup>10</sup> Vgl. J. Firges/H. Melenk, Ludwigsburg – Der Weg von der Residenzstadt zur mittleren Industrie- und Handelsstadt, Ludwigsburg 1980, S. 40 ff.

<sup>11</sup> O. Borst, Ludwigsburg – einmal ohne Schloss. Ein Gang durch die Stadtgeschichte, Manuskript einer Sendung des SDR Stuttgart am 20.02.1972, S. 20; weiteren Aufschluss zum Soldatenleben in der Stadt gibt: W. Läßle, Regimenter und Kasernen. Die Garnison in Ludwigsburg, unveröff. Vortragsmanuskript, Stadtarchiv Ludwigsburg, März 2000.

führt Otto Borst aus: »Es gehört zu den Geheimnissen dieser Stadt, dass sie, obwohl eine der jüngsten im Land, in allen Generationen eine erstaunlich große Zahl wacher, überlegener Persönlichkeiten hervorgebracht und beherbergt hat. Ludwigsburg hat nie so etwas wie ein sesshaftes, behäbiges Patriziat gehabt, auf dessen Kapital noch die Enkel und Urenkel ausruhen durften. Die Fieberkurve der Stadtentwicklung... hat unwahrscheinlich viel Fluktuation und Dynamik in die Stadt gebracht bis in die Gegenwart hinein.«<sup>12</sup>

In den vergangenen Jahrzehnten entwickelte Ludwigsburg weitere Identitäten: Industriestadt (vor allem Autozulieferindustrie), Kreisstadt mit den entsprechenden Einrichtungen, Verwaltungsstadt (Bausparkasse), Festspielstadt mit einem regional und überregional attraktiven Kulturangebot und Hochschulstadt mit mehreren Fachhochschulen – um nur die wichtigsten zu nennen. Die derzeitige Situation ist gekennzeichnet durch ein Wegbrechen der industriellen Produktion. Ludwigsburg bemüht sich erfolgreich, dies insbesondere durch Ansiedlung von Film- und Medienbetrieben zu kompensieren, wobei wiederum die Konversionsflächen eine wichtige Rolle spielen.

## 2. Chancen und Schwierigkeiten im planerischen Umgang mit dem barocken Erbe

### 2.1 Die Ausbildung eines Stadtzentrums in der barocken Innenstadt

Der Kern der Stadt Ludwigsburg ist eine barocke Stadtgründung mit einem regelmäßigen, orthogonalen Straßenraster. Dies führt zu einer gewissen Beliebigkeit hinsichtlich der Frage, wo genau die Innenstadt liegt und wie sie begrenzt ist. Das richtungslose Raster definiert keine Grenzen der Entwicklung. Dies ist anders als in den benachbarten Städten mit einem mittelalterlichen Kern, wie z. B. Esslingen oder Nürtingen. Dort gibt es mittelalterliche Gassen, den zentralen Marktplatz und einen durch die ehemalige Stadtmauer meist klar definierten Altstadtrand. Das Raster hat bestimmte Vorteile: z. B. den einer relativ leichten Erweiterbarkeit, aber auch Nachteile, z. B. den der diffusen räumlichen Identität.

In Ludwigsburg hat sich eine verhältnismäßig langgestreckte Einkaufszone herausgebildet, die mit einem Kilometer fast die Länge der Haupt-Einkaufsstraße in Stuttgart erreicht, nur eben längst nicht den Einzugsbereich an Kunden hat. Diese lange Strecke kann nicht vollständig mit Geschäften belegt werden. Die Einkaufsachse wirkt etwas auseinandergerissen. Ziel der Stadtpolitik ist es derzeit, einen dritten Einkaufsschwerpunkt in der Mitte der beiden Pole Einkaufszentrum Marstall und Bahnhof anzusiedeln. Dabei ist es eine Hilfe, dass mit einer ehemaligen Konversionsfläche ein zusammenhängender Block von etwa 10.000 qm Grundfläche zur Verfügung steht.

<sup>12</sup> O. Borst (s. A 11), S. 22.

Konversionsflächen können jedoch auch in einer nicht stadtverträglichen Form umgenutzt werden, wie das folgende Beispiel zeigt: 1974 entstand auf der Fläche des ehemaligen Marstalls ein Einkaufszentrum mit ca. 22.000 qm Verkaufsfläche, eine Hochgarage mit über 900 Stellplätzen und darüber 200 Wohnungen in bis zu 19 Geschossen. Diese Entscheidung war und ist bis heute für das Erscheinungsbild der Stadt eine Katastrophe. Funktional war die Ansiedlung eines Einzelhandelsmagneten für die Innenstadt ein wichtiger Impuls. Der Gebäudekomplex beherrscht an vielen Stellen die Stadtansicht. Er ist nur an wenigen Punkten ebenerdig mit dem Straßenraum verbunden, hat in den ersten drei bis vier Geschossen praktisch kein »Auge zur Straße« und blockiert wichtige Fußwegebeziehungen sowie die Verbindung des angrenzenden nördlichen Quartiers zur Innenstadt.

Die großen, weitläufigen Straßenräume und die Aufmarschplätze haben eine eigene Ästhetik: Die geringe Höhe und Dichte der begrenzenden Bebauung steht in einem eigentümlichen Missverhältnis zur Breite der Straßen. Diese wirken teilweise weit und leer, was gerade in der Innenstadt von manchem als Kahlheit und Trostlosigkeit empfunden wurde.<sup>13</sup> Andererseits ist gerade die Weite des Marktplatzes im Gegensatz zur geschäftigen und mit den üblichen Straßenmöbeln ausgestatteten Fußgängerzone eine von vielen geschätzte Qualität, nachdem es gelungen ist, den Platz vom Autoverkehr zu befreien.<sup>14</sup>

### 2.2 Konversion als Daueraufgabe

Das Thema Konversion ist für Ludwigsburg nicht neu. Schon immer wurden militärische Flächen oder Anlagen zu zivilen Zwecken umgenutzt. Ein Vergleich von 1914 und heute zeigt, wie auf den ehemals militärisch genutzten Flächen große öffentliche Einrichtungen wie Schulen, Sporthallen, kommunale und staatliche Verwaltungen und die Stadthalle untergebracht wurden, teils indem die Kasernen umgebaut wurden, teils nach ihrem Abriss. Die stabile Bauweise der Kasernen, ihre für unterschiedliche Nutzungen offenen Grundrisse unterstützten eine Umnutzung, ihre großen Parzellen ermöglichten die Einfügung auch großer Elemente in die Innenstadt (Stadthalle, Schulen, Verwaltungsgebäude). So ist z. B. zu erklären, dass heute in der Innenstadt ein großes Schulviertel entstanden ist und dass vier von fünf Gymnasiasten von Ludwigsburg in der Innenstadt die Schule besuchen. Im Einzelnen zeigen sich zwischen 1914 und 1985 folgende Entwicklungen: Auf der Fläche der Fußartilleriekaserne wurde eine Realschule errichtet, auf der Fläche der Magazine des Artilleriedepots das Landratsamt, auf der Fläche des alten Wagenhauses das Goethe-Gymnasium und die Justinus-Kerner-Schule. Die ehemalige Reiterkaserne wurde zum staat-

<sup>13</sup> Vgl. Abbildungen in: W. Läßle (s. A 9).

<sup>14</sup> J. Firges/H. Melenk (s. A 10), S. 69 ff.



Abb. 4: Blick über die barocke Platzfolge von Norden; Quelle: G. von Hahn/F. Horn, Ludwigsburg, Stadt der Schlösser und Gärten, Hamburg 1998, S. 6.

lichen Vermögens- und Hochbauamt umgebaut, die Pionierkaserne zu einer Polizeidienststelle. In der Kanzleikaserne und in der Lederwerksmagazinkaserne ist heute die städtische Verwaltung untergebracht, im ehemaligen Bekleidungsamt die Firma Mann und Hummel.

Die Stadt ist an den Vorgang der Konversion seit vielen Jahrzehnten gewöhnt. Teilweise wurden die Gebäude mehrfach umgenutzt: Die Arsenalkaserne z. B. diente in den letzten Kriegsjahren als Lazarett, danach als Durchgangslager für Heimatvertriebene, später als Dependence des Naturkundemuseums, vor einigen Jahren wurde sie zum Staatsarchiv umgebaut.<sup>15</sup> Die Wilhelmskaserne war nach dem Zweiten Welt-

<sup>15</sup> Detaillierter in: D. Hornig, Umwandlung von militärischen Flächen in Ludwigsburg, unveröff. Manuskript, Oktober 1999.

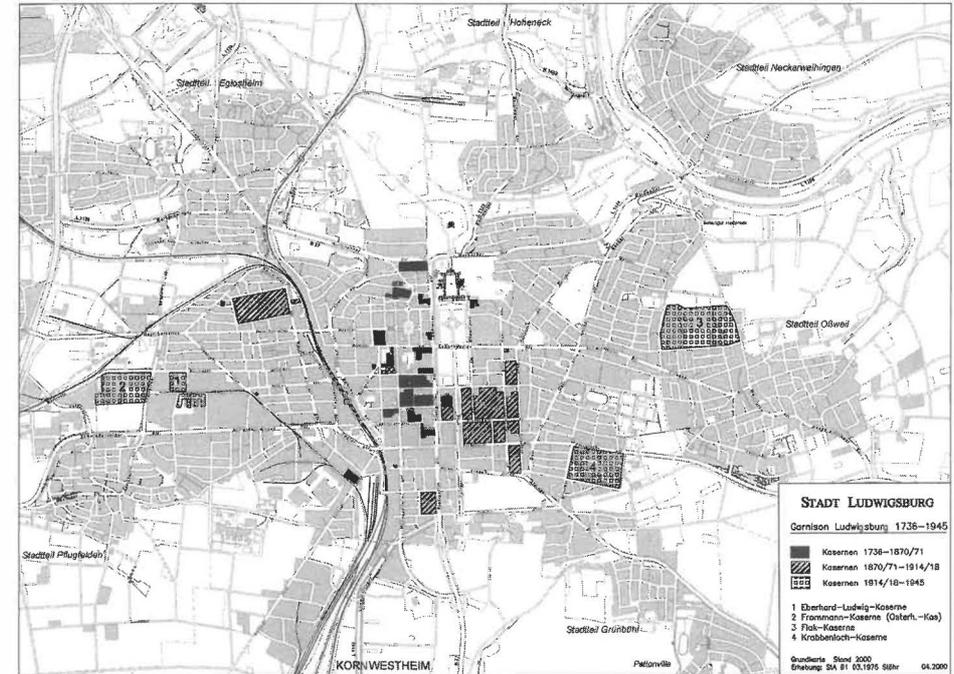


Abb. 5: Flächen der Garnison Ludwigsburg nach Entstehungszeit, eingetragen in den heutigen Stadtgrundriss (Erhebungen des Stadtplanungsamtes); Quelle: Stadtplanungsamt.

krieg zunächst Flüchtlingsaufnahmlager, dann städtisches Behördenzentrum, später Hauptpost, jetzt soll sie zu einer Einzelhandelsmall umgebaut werden.

Eine für Ludwigsburg wirklich neue Situation ergab sich Anfang der 90er Jahre durch den Abzug der US-amerikanischen Streitkräfte und der Bundeswehr aus dem Standort Ludwigsburg. Auf einen Schlag fiel eine ca. 70 ha große, bisher militärisch genutzte Fläche an die Stadt. Dies stellte stadtentwicklungspolitisch zweifellos eine große Chance dar, gleichzeitig auch ein Problem: Eine solche Fläche ist von einer Stadt der Größe Ludwigsburgs nicht auf einen Schlag sinnvoll zu entwickeln. So stehen heute noch ca. 20 ha leer, und ca. 10 ha sind mit Zwischennutzungen belegt.

Welche Erfahrungen haben wir nun bei den Konversionsmaßnahmen unterschiedlichster Art gemacht?

– Konversion ist schwierig: Altlasten, Denkmalschutz, vorhandene, zum Teil wenig brauchbare Gebäude erschweren die Verwertung der Flächen. Ein möglicherweise günstiger Kaufpreis und nur ein einziger Eigentümer (Bund) erleichtern sie unter Umständen. Wichtig ist, dass sich die Gemeinde nicht auf eigener Markung im Außenbereich Konkurrenz macht. Von 1994 bis heute gilt in Ludwigsburg ein Ge-

meinderatsbeschluss, dass die Flächen im Außenbereich nicht planerisch weiterbearbeitet werden, solange die Kasernen nicht entwickelt sind. Er wurde bislang mit wenigen Ausnahmen eingehalten. Zur Zeit soll er aufgeweicht werden – mit der drohenden Konsequenz schleppender Entwicklung der restlichen Kasernenareale.

- Konversion kann gerade in der Innenstadt oder am Rande der Innenstadt eine Chance zur Ansiedlung von Nutzungen sein, die von diesem Standort profitieren und für die in anderen Städten oft kein Platz mehr ist. Die Filmakademie und das Film- und Medienzentrum sind ein Beispiel dafür. Ein langer Atem lohnt sich bei der Entwicklung. Es ist sinnvoll, genau darüber nachzudenken, welche Nutzungen für einen bestimmten Standort geeignet sind. Wenn sich diese Nutzer kurzfristig nicht finden, kann es sinnvoll sein, zu warten, anstatt die falschen Nutzungen zuzulassen.
- Manchmal lohnt es sich, Nutzer zu suchen, die bereit sind, mit Fantasie und Engagement vorhandene Gebäude umzunutzen. So hat sich z. B. wider Erwarten herausgestellt, dass die 100 Jahre alten Magazine, Reithallen und Mannschaftsgebäude für die Gründer aus dem Film- und Medienbereich, aber auch für Künstler und Vereine ein attraktives Ambiente und gute Umnutzungsmöglichkeiten bieten. Das Finanzamt des Landes, dem ein Nachbargrundstück ebenfalls mit alter Backsteinkaserne zur Verfügung gestellt wurde, riss kurzerhand die Hälfte der Bausubstanz ab und errichtet jetzt ein neues Gebäude, das so an jeder anderen Stelle der Stadt stehen könnte. Heute trauern die flügge gewordenen Gründer aus dem Film- und Medienzentrum diesen Gebäuden nach. Ein zweites Beispiel dafür, dass der Erhalt historischer Bausubstanz manchmal hilfreich bei der Entwicklung einer Identität des Viertels ist, ist die City-Ost, eine citynah gelegene Konversionsfläche, auf der sich das Gefängnis, die Gefängniswärter-Siedlung, eine Fabrik und eine militärisch genutzte Lagerfläche befand und die seit 1982 entwickelt wird: Hier ging man bei der Planung zunächst davon aus, dass der Bestand komplett abgerissen wird. Im Laufe der Realisierung wurden mehrere Gebäude unter Denkmalschutz gestellt. Der Rahmenplan musste diesen Gegebenheiten angepasst werden. Vor diesem Hintergrund ist eine sehr lebendige und selbstverständliche Mischung zwischen Alt und Neu entstanden, und die »Störungen«, die durch den Erhalt einiger Gebäude im Stadtgrundriss hervorgerufen werden, erscheinen heute eher als eine Bereicherung. Wichtig ist, dass das Konzept robust genug ist, um solche Änderungen zu verkraften, ohne dass das Gesamtkonzept »verloren geht«.
- Zum langen Atem kann es gehören, dass man Zwischennutzungen zulässt: Die Schuppen und Stallungen der Königin-Olga-Kaserne boten nach dem Zweiten Weltkrieg bis in die 60er Jahre hinein jungen Firmen, die sich zum Teil zu bedeutenden Ludwigsburger Firmen entwickelten, Raum für die Gründung ihrer Unternehmen.



Abb. 6: Blick auf den barocken Schlossgarten, Schloss, Favorite-Schloss mit anschließendem Favoritpark; Quelle: *Stadt Ludwigsburg: Prachtvolle Vergangenheit – erfolgreiche Zukunft* (Werbeprospekt).

- Gerade in Zeiten verminderten Wachstums kann es sinnvoll sein, schrittweise vorzugehen, zunächst ein Teilstück zu bebauen, später ein zweites. Vielfach wird man dazu durch Altlasten usw. ohnehin gezwungen.
- Die Konversion ist eine gute Möglichkeit, Stadtreparatur zu betreiben: Wegeverbindungen wieder herzustellen, die häufig genug durch die Anlage der militärischen Einrichtungen gekappt worden waren, oder auch sonst Defizite der Stadtteile der Umgebung zu beheben.
- Konversion bietet die Möglichkeit der Innenentwicklung: So wurden in den vergangenen fünf Jahren auf einer 11 Hektar großen Kasernenfläche aus den 30er Jahren die vorhandenen Bauten abgebrochen und ein Wohngebiet für fast 1.000 Einwohner mit Einkaufszentrum, Grundschule, Kindergarten und gewerblichen Nutzungen entwickelt.

### 2.3 Parks und Gärten, Alleen und Straßen in der Barockstadt

Die großen Garten- und Parkanlagen Ludwigsburgs aus der Barockzeit und der Zeit König Friedrichs sind heute innerstädtische Freiflächen mit einer sehr spezifischen Ausprägung. So wurden 1954 die Schlossgärten in einer frühen Gartenschau zu einem Familien- und Märchenpark mit Namen »Blühendes Barock« entwickelt, der bis heute ein beliebter Anziehungspunkt für viele Besucher aus Baden-Württemberg ist. Die Gestaltung der Parkanlage, die sich als Erlebnispark an das Schloss anschließt, unterlag dabei durchaus unterschiedlichen Modeströmungen. Nur ein Teil ist tatsächlich barocke Parkanlage; diese wird zur Zeit gartendenkmalpflegerisch überplant. Interessant ist, dass der Charakter des Parks exklusiv blieb: Es muss Eintritt gezahlt werden, niemand käme auf die Idee, hier Fahrrad zu fahren oder Federball zu spielen. Die Anlage ist abgezäunt und in gewisser Weise immer noch mit der Aura des Höfischen umgeben. Der Typ »Volkspark« ist in der Stadt praktisch nicht vorhanden – sieht man von der südlich an den Schlossgarten sich anschließenden Bärenwiese einmal ab. Gleichzeitig ist es der Stadt damit gelungen, frühzeitig das Barock als Werbeträger und Markenzeichen für das Bild der Stadt zu besetzen und zu einer Art Corporate Identity zu entwickeln. Heute gehören bei der Eröffnung des Blühenden Barock im Frühjahr Damen und Herren in barocken Kostümen zum Bild.

Nördlich schließt sich eine weitere Kuriosität an: das erste innerstädtische Naturschutzgebiet Deutschlands von 1937, der Favoritpark, ein ebenfalls eingezäunter, nur tagsüber und nur auf zwei Wegen begehbarer Hütewald, in dem Muffelwild und Rehe leben; also wieder ein Überbleibsel aus den Tagen des Hofes, als das Wild für die Jagd gehalten wurde. Der Park hat mit seiner Beschränkung auf zwei Wege und drei Ausgänge, seinen Lichtungen und seinen verhältnismäßig locker stehenden alten Bäumen ebenfalls eine sehr spezifische Atmosphäre.



Abb. 7 und 8: Die Straßen der Stadt dienten häufig als Aufmarschstraßen (oben). An dieser Stelle verläuft heute eine sechsspurige Hauptverkehrsstraße (unten); Quelle: W. Läßle (s. A 9), S. 61; Stadtplanungsamt.

Ludwigsburg wird die Stadt der Gärten, Schlösser und Alleen genannt. Dabei waren die Alleen im Barock ein Element zur Erschließung und Gestaltung der Landschaft.<sup>16</sup> Diese Alleen wurden in das Erschließungssystem der wachsenden Stadt übernommen und prägen seither das Gesicht der Stadt. Heute sind die Alleen in die Jahre gekommen und insbesondere durch den Autoverkehr erheblich angegriffen. Trotzdem strukturieren sie die Stadt noch immer erstaunlich wirkungsvoll, auch wenn viele Abschnitte von Alleen dem Kreuzungsausbau zum Opfer gefallen sind, so dass ihr Zusammenhang häufig nicht mehr recht erkennbar ist.

Zur Zeit erarbeitet die Stadt ein Konzept mit dem Ziel, die Alleen zu sanieren und zu entwickeln, wofür erhebliche Mittel bereitgestellt werden müssen. Dabei entstand eine umfangreiche Diskussion um die Frage, ob überalterte Alleen komplett gefällt werden sollen. Ökologische Fragen (Nistplatz für Fledermäuse), drohende Proteste der Bevölkerung, die an den alten Bäumen hängt, und schließlich auch die Erkenntnis, dass die Alleen auch in früheren Jahrhunderten nicht notwendig »aus einem Guss und einem Alter« gewesen sind, haben jetzt zu einem Alleenkonzept geführt, das Alleeinseln zunächst erhält und nur zwischen diesen »Inseln« lineare Neupflanzungen vorsieht. Alleen, die in die Landschaft hineinführen, haben außerdem als Bestandteil eines Landschaftsparkkonzeptes an Bedeutung gewonnen, bei dem die Landwirtschaft zwar weiterhin dominiert, aber punktuell oder linear z. B. durch Alleen gestalterisch und ökologisch aufgewertet wird und insofern für die Erholungssuchenden besser nutzbar ist.

Die breiten Straßenräume verlockten in den 60er Jahren die Verkehrsplaner zum Bau breiter Autostraßen. Die Alleeebäume wurden entweder ganz gekappt oder an den Rand versetzt. Es entstand dabei eines der gravierendsten Probleme der Ludwigsburger Stadtentwicklung aus heutiger Sicht: eine vier- bis sechsspurige Schneise, die das Schloss von der Innenstadt trennt und auf der heute 60.000 Kraftfahrzeuge pro Tag fahren. Man kann die Hypothese formulieren, dass der Bau einer Umgehungsstraße vor allem deshalb nicht zustande kam, weil die Straßen in der Stadt ja breit und aufnahmefähig genug waren. Der Versuch, auf einer vierspurig ausgebauten Straße, die die Innenstadt in west-östlicher Richtung durchschneidet, den Verkehr auf zwei Spuren zu beschränken und die Allee zu rekonstruieren, stellte sich im vergangenen Jahr als politisch zunächst nicht durchsetzbar heraus. Es ist schwierig, Flächen, die vom Auto belegt sind, wieder als gestalteten öffentlichen Raum für Fußgänger zurückzuerobern.

<sup>16</sup> K. Merten (s. A 4 ), S. 229.

Das barocke Erbe ist in Ludwigsburg – wie in anderen Städten auch – nicht immer behutsam gepflegt worden. Bausünden wie das Marstall Center, aber auch Abrisse in jüngster Zeit lassen ein Bewusstsein für Qualität und Verantwortung vermissen. Inzwischen hat die Stadt Ludwigsburg ihre Bedeutung als Barockstadt erkannt und diese zu einem wesentlichen Bestandteil ihres Stadtmarketing gemacht. So wirbt man mit dem Slogan »Ludwigsburg-lebendig-barock«, gestaltet alle zwei Jahre eine aufwendige Venezianische Messe in der Innenstadt, die an barocke Lustbarkeiten zu Zeiten des Herzogs Karl Eugen erinnern soll, um nur zwei Beispiele zu nennen. Davon kann auch die Stadtplanung und Stadtbildpflege profitieren.

Erich Konter

## Potsdam in Brandenburg: ein Kultort absolutistischer Herrschaft<sup>1</sup>

Potsdam gilt als »Gesamtkunstwerk«, als »Paradies«, als »Arkadien des Nordens«. Seine einzigartige »Einheit von Kunst, Natur, von Parks, Wäldern und Feldern« ist 1990 in die Liste der »UNESCO-Welterbestätten« aufgenommen worden. Mit diesem »Gesamtkunstwerk« wird jedoch vor allem nur die »Residenzstadt« assoziiert. Diese Schlösser- und Gartenlandschaft als »Gesamtwerk« der Hohenzollernndynastie ist bei näherem Hinsehen jedoch eine Addition von Einzelwerken der preußischen Kurfürsten und Könige. Bei der Rede vom »Gesamtkunstwerk« bleibt die Stadt Potsdam selbst aber oft ausgeklammert. Potsdam war nicht nur eine Residenzstadt, in der sich die Hohenzollernherrschaft sozial, städtebaulich und künstlerisch repräsentierte, und eine Stadt, die von dieser Repräsentation lebte. Potsdam war zugleich eine Garnisonstadt, eine »Soldatenlandschaft« oder zutreffender: die Kaserne des preußisch-deutschen Staates, die das städtische Leben dominierte und die Residenzfunktion der Stadt überdauerte. Das »Paradies« Potsdam mit seinem unlöslichen militärischen Schatten war das Produkt des Willens seiner herrschaftlichen Bauherren und Förderer. Ihre Bedeutung wurde der Stadt ausschließlich von außen aufgetragen, ihr durch »Verortung« herrschaftlicher Funktionen, Institutionen und Insignien oktroyiert.

Die Gesamtheit von Schlössern und Gärten, Kasernen und öffentlichen Bauten, unterschiedlichen Stadtquartieren und Vorstädten, deren Glanz selbst in Epochen nachwirkte, in denen die Stadt in den Rang einer Provinzstadt zurückfiel, wurde im wesentlichen in jener historischen Epoche geschaffen, die in der Kunstgeschichte mit dem Begriff Barock gekennzeichnet wird. Potsdams Aufstieg von einer kleinen und unbedeutenden amtsuntertänigen Landstadt zu einer bedeutenden Residenz- und Garnisonstadt ist zwischen der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts und den 80er Jahren des 18. Jahrhunderts vom brandenburg-preußischen Kurfürsten- und Königshaus planmäßig vollzogen worden. Die eigentliche klassische Epoche Potsdams als absolutistischer Herrschaftsort ist noch enger auf die Regierungszeit des »Soldatenkönigs« Friedrich Wilhelm I. und dessen Sohn Friedrich II. einzugrenzen. Während der Regentschaft ihrer Nachfolger bis ins zweite Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts wurde dieser Ort ergänzt, erweitert und insbesondere aus Richtung der nahen Hauptstadt Ber-

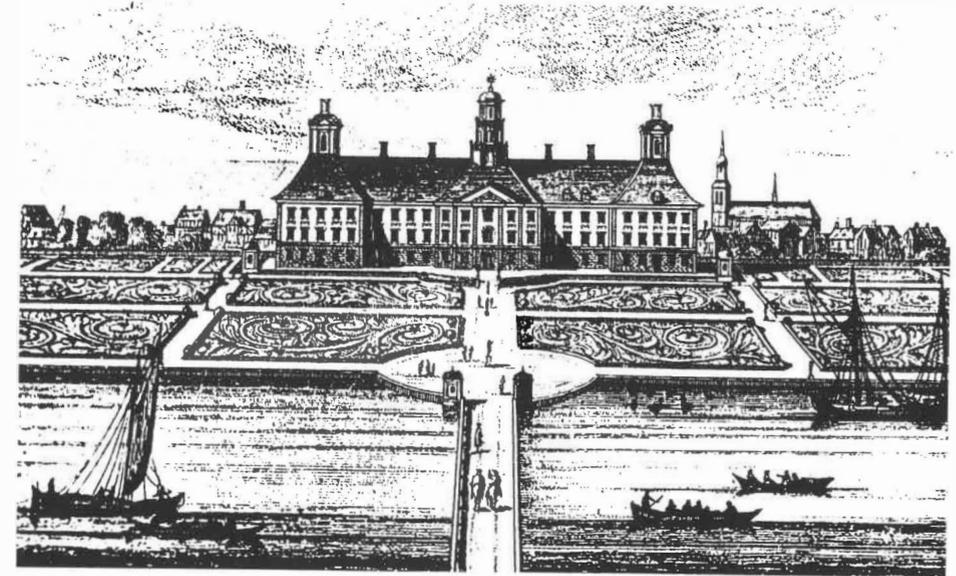


Abb. 1: Potsdamer Stadtschloss von der Gartenseite um 1702; Quelle: H.-J. Giersberg (s. A 2).

lin verkehrlich erschlossen, wurden neue Schlösser und Gärten außerhalb der Stadt erbaut bzw. angelegt sowie die Garnison aus den Bürgerquartieren ausgelagert und in Kasernenanlagen um die Innenstadt konzentriert.

### 1. Das absolutistische Potsdam<sup>2</sup>

Mit der Entscheidung des Großen Kurfürsten, die unbedeutende und vom Dreißigjährigen Krieg schwer gezeichnete Stadt an der Havel zu einer seiner Residenzen neben der Hauptresidenz Berlin aufzubauen, trat Potsdam aus dem Schatten der Geschichte. Die Potsdamer Insel in der näheren Umgebung seiner Hauptresidenz schien das besondere Gefallen des Kurfürsten gefunden zu haben. Recht bald nach dem »Großen Krieg« erwarb er sie aus adligem Pfandbesitz für sein Haus zurück. Der Abriss des »Alten Hauses« (1660), der Bau eines neuen Schlosses im »holländischen Stil« und die Anlage des Lustgartens an seiner Stelle sowie die künstlerische Er-

<sup>1</sup> Der Beitrag basiert auf einem Gutachten »Potsdam. Von der zweiten Residenz der Hohenzollern zur Hauptstadt des Bundeslandes Brandenburg«, das ich zusammen mit Harald Bodenschatz 1994 im Auftrag der Stadt Potsdam erarbeitet habe. Dieses Gutachten ist überarbeitet und wird in absehbarer Zeit publiziert.

<sup>2</sup> Ausgewählte Literatur: F. Bauer/H. Knitter/H. Ruppert, Vernichtet – Vergessen – Verdrängt. Militärbauten und militärische Denkmäler in Potsdam, Berlin 1993; H. Bodenschatz, Berlin – Potsdam – Brandenburg an der Havel. Annäherungen an den historischen Stadtgrundriss, in: *Architektenkammer Berlin* (Hrsg.), Architektur in Berlin. Jahrbuch 1998, Hamburg 1998; H.-J. Giersberg, Das Potsdamer Stadtschloss, Potsdam 1998; H.-J. Giersberg/H. Knitter, Potsdam, Leipzig 1972; J. Haeckel (Hrsg.), Geschichte der Stadt Potsdam, Potsdam 1912; H. Kania, Potsdamer Baukunst,

schließung und Ordnung der Insel Potsdam und deren Umgebung durch ein Achsen-system (Ende der 60er Jahre) waren die ersten bedeutenden Aktivitäten des Kurfürsten zur Erhebung Potsdams in den Rang einer Residenz, die erst 1671 formal vollzogen wurde. Diese Aktivitäten entsprangen durchaus nicht nur den subjektiven Wünschen des Kurfürsten. Sie waren zugleich üblicher Ausdruck zeitgenössischer Zurschaustellung herrscherlicher Ansprüche der absolutistischen Fürsten im zwischenstaatlichen Konkurrenzkampf. Die Peuplierungspolitik des Kurfürsten hingegen, die mit dem »Edikt von Potsdam« (1685) eine neue Qualität erreichte, wirkte sich für die neue Residenz vorerst kaum aus.

Potsdam war zunächst nur eine Sommerresidenz. Erst in seinen letzten Regierungsjahren residierte der Kurfürst vermutlich auf Wunsch seiner Gemahlin Dorothea fast ständig im Potsdamer Stadtschloss. Die begrenzte Hofhaltung an diesem Ort erforderte offensichtlich aber die Erweiterung des Stadtschlusses (1679 – 1682). Der Schloßerweiterung nach Norden zum Markt mussten Bürgerhäuser weichen. Auf der durch die Ausdehnung des Schloßbezirks nach Westen gewonnenen »Schloßfreiheit« wurden an der Breiten Straße die Orangerie und Wohnhäuser für Hofstaatsmitglieder, aber auch Bürgerhäuser errichtet. Darüber hinaus verbesserte der Neubau der »Langen Brücke« über die Havel die Zugänglichkeit der Insel Potsdam von Berlin her entscheidend. Schloß und Brücke bildeten also den Ausgangspunkt des neuen Potsdam. Die Erneuerung und Erweiterung der Stadt selbst wurde aber im wesentlichen nur vorbereitet: durch stadttechnische Maßnahmen wie die Anlage eines Kanals, die Pflasterung von Straßen sowie durch die Anwerbung von ausländischen Fachkräften, Holländern und Hugenotten.

Unter dem Nachfolger des Großen Kurfürsten, Friedrich III., dem »Schiefen Fritz«, verlor Potsdam wieder seine hervorgehobene Position als Residenz. Im Zentrum der Aufmerksamkeit des Kurfürsten lagen die ostentative Demonstration seines Herrschaftsanspruchs nach Innen und Außen mit allen Mitteln herrschaftlicher Präsentation in seiner Hauptstadt Berlin sowie die Rangerhöhung seiner Dynastie im zwischenstaatlichen System. Im Januar 1701 krönte er sich in Königsberg selbst zum Kö-

Potsdam 1915; E. Konter, Das Berliner Schloss im Zeitalter des Absolutismus. Architektursoziologie eines Herrschaftsortes, Berlin 1991; E. Konter, Geschichte und bauliche Entwicklung der Liegenschaft, in: *Ministerium der Finanzen des Landes Brandenburg* (Hrsg.), Regierungsstandort in der Landeshauptstadt Potsdam. Heinrich-Mann-Allee 107, Potsdam 1998; D. Kotsch, Potsdam. Die preußische Garnisonstadt, Braunschweig 1992; B.R. Kroener (Hrsg.), Potsdam. Staat, Armee, Residenz in der preußisch-deutschen Militärgeschichte, Frankfurt am Main, Berlin 1993; H.L. Manger, Baugeschichte von Potsdam, Band 1-3, Berlin und Stettin 1789-90. Reprint 1987; F. Mielke, Das Bürgerhaus in Potsdam. Textteil (a) und Bildteil (b), Tübingen 1972; F. Mielke, Potsdamer Baukunst. Das klassische Potsdam, Frankfurt am Main 1981; F. Nicolai, Beschreibung der Königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam, Berlin 1786; F. Nicolai, Wegweiser für Fremde und Einheimische durch Berlin und Potsdam und die umliegende Gegend, Berlin 1833, Reprint 1980.

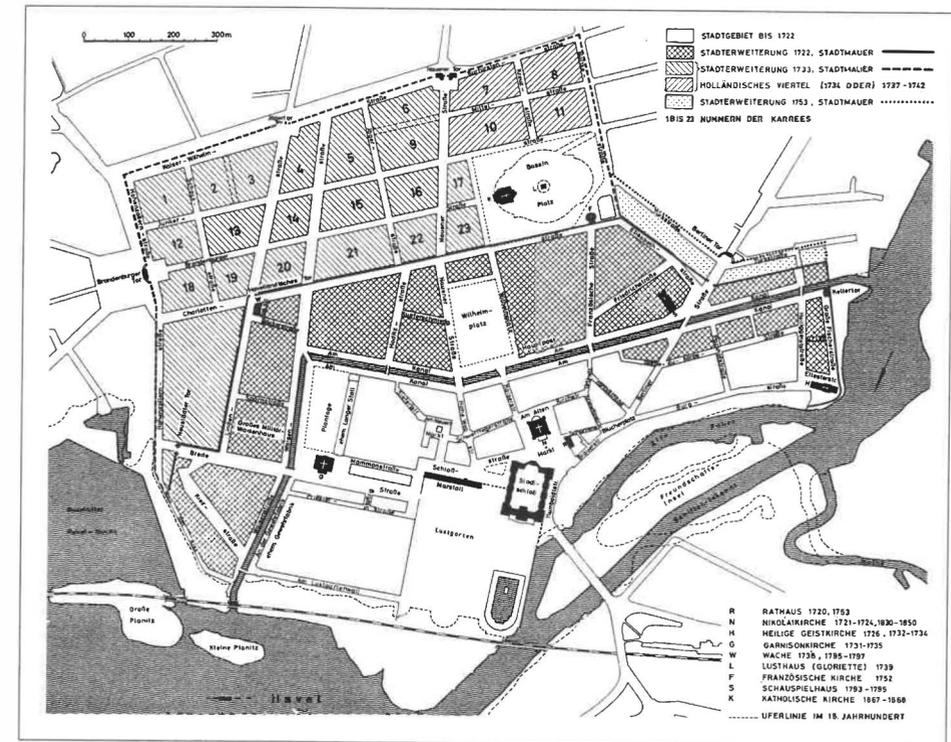


Abb. 2: Stadterweiterungen von Potsdam zur Zeit Friedrich Wilhelms I. und Friedrich II.; Quelle: F. Mielke, Das Bürgerhaus in Potsdam (s. A 1).

nig in Preußen. Der höfische Glanz des neuen Königiums fiel auch auf Potsdam. Die Rangerhöhung schlug sich in der Erweiterung des Schloßes zu einer Dreiflügelanlage, im Bau eines neuen stadseitigen Schloßportals («Fortuna-Portal»), in der Vergrößerung des Lustgartens und in der Anlage eines Hafenbeckens an der Havel nieder. Im übrigen waren nur noch eine kleine Stadterweiterung nördlich des Stadtkanals, die »Friedrichstadt«, und die Verbesserung der verkehrlichen Verbindung zur Hauptresidenz zu vermelden.

Erst mit dem Regierungsantritt des Sohns des ersten Königs, Friedrich Wilhelm I., klärte sich die Zukunft Potsdams. Es begann aber nicht nur ein neues, entscheidendes Kapitel der Potsdamer Geschichte, sondern auch eine neue, entscheidende Phase des preußischen Absolutismus: Effektivierung des absolutistischen Regimes («Selbstregierung»), rigide soziale und wirtschaftliche Konsolidierung des Staates und der Gesellschaft sowie deren eindeutige Ausrichtung auf das Zentrum, den Souverän, und auf das entscheidende Herrschafts- und Integrationsinstrument: die Armee. Gerade diese Konzentration der personalen Macht und die Militarisierung von Staat und Ge-

sellschaft waren zentrale Merkmale dieser östlichen Variante des europäischen Absolutismus.

Unter diesen Bedingungen trat Potsdams Geschichte in eine neue, in ihre bedeutendste Phase. Bald kehrte der »Soldatenkönig« seiner ungeliebten Hauptresidenz Berlin den Rücken. Potsdam wurde seine faktische Residenz, sein wirklicher Regierungsort. Hier im Stadtschloss, in der Nähe seiner Jagdreviere, hielt sich der König die meiste Zeit im Kreise seiner engsten Familie, Freunde und Berater auf. Mit ihm kam auch seine Lieblingstruppe, das königliche Garderegiment bzw. die »Roten Grenadiere«, nach Potsdam. Seither bestimmte das Militärwesen die Stadtentwicklung. Nach dem Willen des Königs sollte von nun an in Potsdam das »Herz der Militärmonarchie« schlagen. Seiner »Militärmonarchie« fiel zunächst der gesamte Lustgarten des Stadtschlusses zum Opfer; er wurde in einen Exerzierplatz umgewandelt. Ebenso wurde die Orangerie des Großen Kurfürsten zum Marstall umgewidmet. Wie in ihren alten Standorten erprobt, ließ der König auf der Grundlage des Einquartierungs-Reglements von 1713 die ersten »Roten Grenadiere« im Stadtgebiet bei den Bürgern einquartieren; oder, sofern sie verheiratet waren und Familie hatten, in sogenannten Kasernements (Mehrfamilienhäusern) innerhalb der Stadt unterbringen. Damit wurde die gesamte Stadt Soldatenunterkunft.

Schon bald erreichte die Einquartierung die Grenze der Belastbarkeit der ärmlichen Stadt. Ebenso machte eine Fleckfieberepidemie unter Soldaten und Bürgern den Bau »kommoder Quartiere« für die Soldaten notwendig. Neue Quartiere und Kasernements wurden zunächst dadurch geschaffen, dass der König etwa die Hälfte der Häuser in der Altstadt – überwiegend »baufällige« Häuser – aufkaufen, abreißen und Neubauten erstellen ließ. Potsdam wurde so zum seltenen Fall einer barocken Altstadterneuerung. Durch Stadterneuerung allein konnte die Garnison jedoch nicht entscheidend ausgebaut werden. So reiften Pläne für eine Erweiterung der Stadt heran. Mehr Bürgerhäuser ermöglichten mehr Einquartierungen. Voraussetzungen hierfür wurden schnell geschaffen: Befreiung der Stadt aus ihrer Abhängigkeit vom königlichen Amt Potsdam (1721), Erklärung der Stadt zur »immediaten« Stadt, d.h. ihre Unterstellung unter die Befehlsgewalt des Monarchen (1737), sowie Eingemeindung des Kietzes und der ehemaligen Burgfischergemeinde (1722). Anfang der 20er Jahre wurde die erste Stadterweiterung unter Leitung des königlichen Baumeisters de Gayette und unter Kontrolle königlicher Baubeamter (Militäringenieure) nördlich des Stadtgrabens, der die Altstadt und die Schlossfreiheit umfasste, begonnen. Zunächst musste das sumpfige Gebiet trocken gelegt werden. Zu diesem Zweck und als Wasserstraße für den Transport von Baumaterial, Schutt und Gründungspfählen wurde ein neuer Kanal angelegt, den in der Folgezeit neun Brücken zwischen Altstadt und Neustadt überspannten. Trotz Gründungsschwierigkeiten war die »Neustadt« 1725 vollendet, und schon 1722 erhielt die Stadt einschließlich der Neustadt ihre erste Stadtmauer als Zoll(Akzise-)mauer und zur Verhinderung von Desertion.

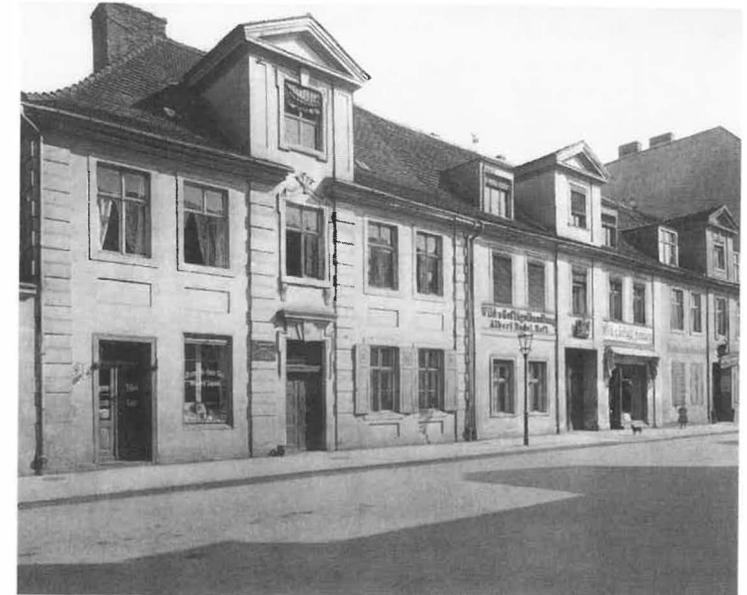


Abb. 3: Potsdamer Bürgerhäuser zur Zeit Friedrich Wilhelms I.;  
Quelle: W. Volk (s. A 5), S. 233.

Neben einigen Kasernenbauten ließ der König auf Staatskosten vorrangig Bürgerhäuser teilweise mit Werkstätten erstellen. Unter Gewährung zahlreicher Vergünstigungen wurden diese vornehmlich Handwerker angeboten, die für den Bedarf der Garnison produzierten oder entsprechende Dienstleistungen anboten. Dabei gab es u.a. Bereitstellung von Hausrat, Befreiung vom Militärdienst und zweijährige Befreiung von Einquartierungen. Die Neubürger kamen vorrangig aus Holland und Italien. Auf dem südlichsten Block der Neustadt an der Breiten Straße – nahe der Schlossfreiheit – entstanden der Neubau des vom König gestifteten »Großen Militärwaisenhauses« und das »neue Landschaftshaus« (1722). Mehr und mehr Soldaten konnten nun aus anderen Standorten in die neuen Bürgerquartiere Potsdams verlegt werden. Die Stadt wurde die ständige Garnison der königlichen Leibgrenadiere. Ausgenommen von der Einquartierung war nur das »französische Quartier«, das Quartier der rasch wachsenden, besonders privilegierten französischen Kolonie der »Französisch-Reformierten Gemeinde«. In den 20er Jahren des 18. Jahrhunderts übersprang die Garnison Potsdam zum ersten Mal die Havel. Gegenüber dem Exerzierplatz auf der Südseite des Schlosses jenseits der Havel, zwischen der Alleenachse »Alter Königsweg« nach Berlin und dem Weg nach Saarmund, erhielt das »Große Militärwaisenhaus« einen Standort für seine Kinderlazarette.

Während der ersten Stadterweiterung wurde auch in der Altstadt weiter gebaut. So erhielt die Stadt ein neues, größeres Rathaus und anstelle der alten Pfarrkirche eine neue Kirche, die Nikolaikirche. Der Burggraben der alten Wendenburg im Osten der



Abb. 4: Wohnhäuser zur Zeit Friedrichs II.;  
Quelle: W. Volk  
(s. A 5), S. 41.

Stadt wurde zugeschüttet, die Reste der Burg abgetragen und die Heilige-Geist-Kirche erbaut. Auf dem Gebiet der Schlossfreiheit entstanden die vom König initiierte und geförderte Gewehrfabrik, ein wichtiger Standort der preußischen Rüstungsindustrie, sowie die Hof- und Garnisonkirche und das Reit- und Exerzierhaus an der Ostseite der Garnisonplantage (»Langer Stall«).

1733 wurde eine Erweiterung der »Neustadt«, das zweite Stadterweiterungsgebiet, abgesteckt. Neben weiteren Kasernements für verheiratete Soldaten vor allem an der Stadtmauer wurden Häuser errichtet, die – wie schon im ersten Stadterweiterungsgebiet – zumeist einheitlich zweigeschossig und fünfachsig mit Mansarden und Mittelgiebeln ausgeführt waren. Diese sogenannten »Soldatenstuben« lagen im Parterre zur Straße hin. Der Kommandant der Garnison und andere Offiziere erhielten ein eigenes Dienst- und Wohngebäude, das »Kommandantenhaus« in der Lindenstraße. Das »Holländische Viertel« im Osten des Gebiets wurde um 1732 begonnen, aber erst unter Friedrich II. fertiggestellt. Hier sollten vornehmlich holländische Samt- und Seidenwirker eine neue Heimstatt finden. 1738 konnte nun ein ganzes Bataillon des Grenadierregiments auf einmal aus Brandenburg an der Havel nach Potsdam verlegt werden. Schon waren weitere Stadterweiterungen vor dem Nauener und dem Berliner Tor geplant und Vermessungsarbeiten im Gange, als der »Soldatenkönig« 1740 im Potsdamer Stadtschloss starb.

1738 war Potsdam faktisch eine riesige Kaserne. Die schnelle Erweiterung der Stadt und die Vergrößerung der Garnison hatten die ursprüngliche städtische Sozialstruktur verschoben: So war z. B. jeder vierte der 12.000 Einwohner Soldat. Die Stadt und ihre Bürger gerieten immer mehr in Abhängigkeit vom Hof, mehr noch von der Armee. Deutlich wurden die militärischen Nützlichkeitsabwägungen des Königs im

Aussehen der Stadt: Sie war weitgehend schmucklos und einheitlich. Nur am Kanalufer standen einige repräsentativere Gebäude, in denen wohlhabende Kaufleute und Manufakturunternehmer wie auch einige Offiziere wohnten. Die weitere Entwicklung der Garnisonstadt verknüpfte sich von nun an immer mehr mit der Entwicklung der Armee. Der Handel und das Gewerbe der Stadt waren völlig auf den Bedarf des Militärs ausgerichtet. Aber gerade von diesem gingen kräftig belebende Impulse für die wirtschaftliche Entwicklung der Stadt aus. Trotz eines deutlichen Aufschwungs im Bereich der Manufakturen, der Gewehrfabrik, der Samtmanufaktur, der Tabakfabrik, der Fayencemanufaktur usw., herrschten weiterhin die sogenannte Hausindustrie und der Kleinhandel der Garnisonsangehörigen, das städtische Klein-gewerbe und die Dienstleistungen für die Garnison vor.

Friedrich II., der Sohn und Nachfolger des »Soldatenkönigs«, erprobte recht bald die wiedergewonnene militärische, administrative und wirtschaftliche Leistungsfähigkeit des preußischen Staates im äußeren wie inneren Ernstfall. Die von seinem Vater geschaffenen Herrschafts-, Integrations- und Disziplinierungsinstrumentarien, die »Regierung aus dem Kabinett«, die Heeresverfassung und -organisation, die Justiz sowie die Zentral- und Provinzialverwaltungen, entwickelte Friedrich weiter und gab ihnen eine neue, »aufgeklärte« Legitimationsgrundlage. Die aggressiv betriebene, kriegerische territoriale Ausweitung Preußens, während der nicht nur die eroberten und eingegliederten wirtschaftlichen und sozialen Potenzen, wie z. B. die schlesischen Bergbaugebiete, in Gefahr gerieten, sondern die staatliche Existenz überhaupt, ließen Preußen in die Reihe der bedeutenderen Militärmächte Europas aufsteigen.

Nach den Schlesischen Kriegen nahm der kriegerische »roi philosophe« die Potsdamer Residenz in Besitz. 1748, nach Vollendung des Schlosses Sanssouci, zog sich Friedrich II. hierher aus seinen Berliner Residenzen zurück. Potsdam war unter der besonderen Förderung seines Vaters zur zweitgrößten preußischen Stadt geworden. Zunächst galt das Augenmerk des Königs dem Ausbau der Residenzlandschaft um und in Potsdam, die in der Hagiographie des 19. Jahrhunderts in typischer Selbstüberschätzung den Namen »Versailles des Nordens« erhalten sollte. Dieser Ausbau war schon seit 1744 mit dem Umbau des Stadtschlosses sowie mit der Errichtung des Schlosses »Sanssouci« und der Anlage des Parks im Gange. Obwohl Potsdam seit Ende der 40er Jahre der faktische Regierungsort der preußischen Monarchie war, erhielt es erst 1766 offiziell die Einstufung »Residenzstadt«.

Neben dem Aus- und Umbau der Residenz forcierte der König auch die Entwicklung der übrigen Stadt. Der Aus- und Umbau der Stadt begann seit 1748 mit der repräsentativen Umgestaltung der Stadtschloss-Umgebung. Breite Straße, Schlossfreiheit sowie das Ensemble um den Alten Markt wurden herausgehobener Bezirk der Residenz und gaben den würdigen Rahmen für die alltäglichen militärischen Zeremonien. Diesen Maßnahmen folgten der Bau des Neuen Marktes, die steinerne Fassung des Stadtkanals, die Erneuerung der Brücken, die Errichtung der Französischen

Kirche, die Neubauten des »Großen Militärwaisenhauses«, der Gewehrfabrik und des »Ständehauses der Zauche«, der Wiederaufbau der Stadttore sowie die Erweiterung der Plantagen auf dem heutigen Platz der Einheit und auf dem Garnisonplatz. Die Verschönerung der Stadt griff auch auf die übrige Stadt über. So wurden die einfachen, aber gebrauchstüchtigen Bürgerhäuser des Soldatenkönigs durch neue, oft weniger gebrauchstüchtige Gebäude mit palastimitierenden Fassaden ersetzt und oftmals den Fachwerksbauten nur massive Fassaden in Formen der spezifischen Potsdamer Palladio-Rezeption vorgesetzt. Die fridericianische Stadterneuerung knüpfte dabei an vorhandene Lagehierarchien an, ja unterstrich diese je nach Art und zeitlicher Abfolge der Erneuerung. Sie begann – ausgehend vom Stadtschloss – in dessen unmittelbarer Nachbarschaft, erfasste dann die übrige Altstadt und schließlich die erste Neustadt.

Um die königliche Reglementierung aller kommunalen Belange zu erleichtern, wurde die Kompetenz des königlichen Polizeidirektoriums in kommunalen Angelegenheiten erheblich erweitert. Die verordnete Verschönerung der Stadt wurde einerseits staatlich gefördert, andererseits durch sogenannten Fassadenzwang<sup>3</sup> durchgesetzt und durch eine Art »Verunstaltungsparagrafen« im Polizeirecht reguliert. Die Kosten der Neubautätigkeit wurden den Bürgern aus einem neu gegründeten königlichen Immediatfonds erstattet. Die Geldknappheit in der Stadt – verschärft durch die häufigen Kriege – verhinderte aber die vollständige Umsetzung des königlichen Plans, eine Residenzstadt zu schaffen, die sich mit den anderen Residenzen Europas messen konnte. Während dieser Zeit wurde auch keine Erweiterung des Stadtgebiets vorgenommen. Aber draußen vor der Stadt begannen sich »Vorstädte« zu entwickeln – und zwar in einer bemerkenswert sozialräumlichen Differenzierung: die »vornehmen« Vorstädte im Norden und Westen, das »große Armenhaus« der Stadt in der Berliner Vorstadt und die Siedlungen jenseits der Havel.

Im Gegensatz zur städtischen Entwicklung wuchs die Garnison in den Bürgerquartieren und Kasernements im Stadtgebiet rasch an. Alle Stadtviertel waren nun in die Einquartierung einbezogen. Seit den 50er Jahren wurden zum ersten Mal Kasernen modernen Typs nahe der Kellerbrücke und zwischen dem Kellertor und Berliner Tor gebaut, die die Soldaten räumlich konzentrieren, Militär- und Zivilpersonen trennen sowie als kleine, gegen etwaige innere Unruhen gerichtete innerstädtische »Festungen« fungieren sollten. Obwohl die Garnison im »klassischen«, altpreußischen Herrschaftsort Potsdam fast vollständig in die Stadt eingehaust war, beanspruchte sie immer mehr Landschaft auch außerhalb der Stadt: So trat um die Mitte des 18. Jahrhunderts neben den Exerzierplätzen das Bornstedter Feld in die Potsdamer Militärgeschichte. Bei jeder Mobilmachung und jedem Ausrücken der Garnison im Kriegsfall wurde den Potsdamer Bürgern deutlich, dass die Stadt wirtschaftlich längst nicht gefestigt war, und wie sehr sie von der Garnison abhängig waren.

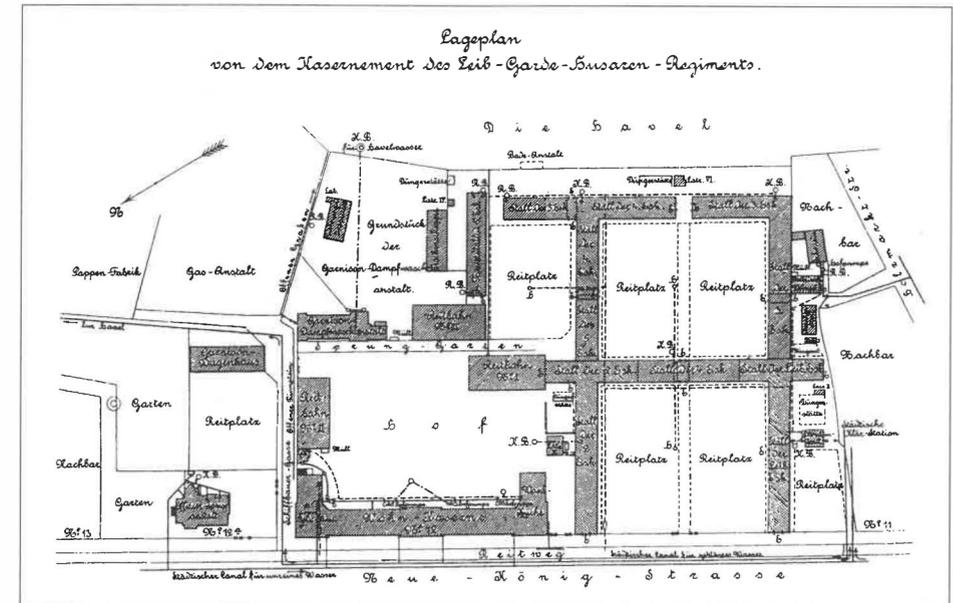


Abb. 5: Neue Kasernenanlage aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts; Quelle: F. Bauer u. a. (s. A 5).

Zwischen 1763 und 1770 entstanden am westlichen Ende der großen Längsachse des Parks von Sanssouci das »Neue Palais« und die Communs. Die Schlosslandschaft Sanssouci verdoppelte sozusagen die Stadt Potsdam im Westen, blieb aber von dieser deutlich separiert. Die Stadt wurde städtebaulich nicht mehr der Residenz untergeordnet, die Residenz begann die Stadt zu ignorieren. Mit dem Bau des Neuen Palais verlor das alte Stadtschloss an Bedeutung. Der König verabschiedete sich von der Stadt und bevorzugte die Schlosslandschaft jenseits der Stadt. Dort, in Sanssouci, starb Friedrich II. im August 1786.

Zu Zeiten des Soldatenkönigs und seines Sohnes, des Großen Königs, hatte sich der charakteristische Herrschaftsort Potsdam, die Residenz- und Garnisonstadt des brandenburg-preußischen Absolutismus, herausgebildet. Anders als in anderen Residenzstädten dieser Zeit ließen sich hier die Orte der fürstlichen bzw. königlichen Herrschaft von der »Bürgerstadt« nicht so ohne weiteres voneinander scheiden. Die gesamte Stadt und die sie umgebende Landschaft waren Ansatzpunkt wie Produkt fürstlicher und königlicher Eingriffe. Nicht nur die Stadtanlage bis zur Fassade jedes Bürgerhauses wurde von oben bestimmt, auch die städtischen Funktionen der Teilräume

<sup>3</sup> Alle Neubauten mussten mit »antiken« Fassaden versehen werden.

wurden festgelegt. Im Stadtgrundriss Potsdams überlagerten und vernetzten sich der alte Stadtgrundriss der Altstadt und die alten Achsen- und Wegebeziehungen mit den neuen, planmäßigen Orientierungen, Regulierungs- und Erschließungssystemen.

Gegenüber diesen stadträumlichen Kontinuitäten und Brüchen ist die relative Übersichtlichkeit der Topographie der Herrschaftsorte in dieser und um diese Stadt bemerkenswert. Eindeutig dominierten im Potsdamer Raum die Residenz- und die Militärstandorte. Die königliche Residenz weitete sich in der Landschaft außerhalb der Stadt aus und erreichte fast die Ausdehnung der Stadt, hielt aber die alten Standorte in der Stadt und ihrer Umgebung aufrecht. Hingegen war das Militär fast vollständig in die Stadt eingelagert und besaß nur wenige Exklaven außerhalb.

## 2. Vom absolutistischen Herrschaftsort zur kaiserlichen Sommerresidenz

Der absolutistische Herrschaftsort Potsdam, die Residenz- und Garnisonstadt der brandenburg-preußischen Monarchie, existierte im wesentlichen über 130 Jahre und überstand – in Teilen überformt – auch die dann folgenden 75 Jahre zumindest in der physischen Gestalt von Einzelgebäuden, Ensembles, Straßenzügen und Stadtteilen. Die dem Soldatenkönig und dem Großen König nachfolgenden Stadtherren haben die funktionale und räumliche Struktur dieses Ortes nur noch modifiziert, ergänzt und vorrangig im Residenzbereich erweitert.<sup>4</sup>

Der »Dicke König«, Friedrich Wilhelm II., wandte sich wieder stärker den Hauptresidenzen in Berlin zu. Potsdam wurde Ort einer königlichen Sommerresidenz. Diese Residenz ließ der König durch einen neuen Residenzstandort im Nordosten von Potsdam, am Heiligen See, erweitern. Hier entstanden nach dem Vorbild des Wörlitzer Parks ein romantischer Landschaftspark (1787) und das sogenannte Marmorpalais in »neuer Baugesinnung« (1787-1792). Dem Palais folgten in den nächsten Jahren weitere Gebäude und Kleinarchitekturen, die zur Ausstattung einer romantischen Gartenanlage gehörten. Damit wurde die disperse Struktur des Schlossersystems in und um Potsdam weiter gefestigt. Die 1790 begonnene Chaussee von der Glienicker Brücke nach Berlin, die erste Chaussee in Preußen, verband die Sommerresidenz im Neuen Garten mit der Hauptresidenz in Berlin. Die neue Chaussee, die nach Brandenburg weiterführte, schloss Potsdam aber auch an das überregionale Straßennetz an.

Die Entwicklung der Stadt hingegen stagnierte. Die wirtschaftliche Konjunktur im Zusammenhang mit dem »Retablissement« des Staates nach dem Siebenjährigen Krieg mittels königlicher Aufträge im Bausektor und Protektion hatte schon Ende der 70er Jahre ihren Höhepunkt überschritten und war in einen wirtschaftlichen Nieder-

gang übergegangen. In der Stadt wurde nur noch wenig gebaut. Ein königlicher Erlass (1787) befahl die Erhaltung der prächtigen Fassaden und schrieb so den status quo der Gebäudestruktur der Stadt Potsdam fest. Der musisch interessierte König bedachte die Stadt aber mit einem »Königlichen Schauspielhaus« (1786), das nach seiner Auffassung unbedingt zur Ausstattung seiner Residenzstadt gehörte. Ansonsten blieb Potsdam die erste »Kaserne« Preußens.

Um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert beschleunigte sich der wirtschaftliche Niedergang der Stadt. Die städtische Bevölkerung nahm rasch ab und die Stadttarmut zu. Der Staat als Hauptauftraggeber im Bauwesen und einer der Hauptkonsumenten der Stadt war nahezu vollständig ausgefallen. Schon seit längerem wurden keine königlichen Immediatbauten mehr in der Stadt erstellt, und der Nachfolger des »Dicken Königs«, Friedrich Wilhelm III., ein zurückhaltender und sparsamer Monarch, war zufrieden mit den vorhandenen Residenzen. Darüber hinaus residierte der König im Kreise seiner engsten Umgebung die überwiegende Zeit im Jahr in seinem (Kronprinzen-)Palais in Berlin. Nur noch die Konsumtion der Garnison hielt die Stadtwirtschaft in den entsprechenden Branchen aufrecht. Und diese Garnison zog in völliger Überschätzung ihrer Schlagkraft 1806 in den Kampf gegen Frankreich. Unter den Schlägen der modernen französischen Armee brach die militärisch veraltete, nur durch Drill zusammengehaltene preußische Armee zusammen. Mit ihr ging auch der auf ihr basierende altpreußische Staat unter. Der Niederlage folgten die Besetzung der Stadt und die Einquartierung französischer Truppenteile. Die Belastungen durch Einquartierung und Kontributionen wirkten sich wie die Kontinentalsperre verheerend auf die bereits geschwächte wirtschaftliche und soziale Situation in der Stadt aus.

Trotz Zusammenbruch des altpreußischen Staates erwies sich in den folgenden Jahren die Garnison funktional als relativ stabiles, stadträumlich aber als sich erheblich ausweitendes und die Stadtentwicklung determinierendes Element. In Potsdam konzentrierte sich noch eindeutiger das Militärwesen des verkleinerten preußischen Staates. Dem gegenüber veränderten sich im Zusammenhang mit dem Wandel der monarchischen Regierungsform sowie mit der Reform und Erweiterung der Staatsapparate Charakter wie Bedeutung des Residenz- und Regierungsortes Potsdam. Immer stärker wirkte die zentripetale Kraft der explosiv anwachsenden Hauptstadt Berlin, die im Zusammenhang mit dem Ausbau der Verkehrsinfrastruktur Potsdam mehr und mehr zu einer Vorstadt werden ließ. Von diesem Wandel blieb die »historische« Stadt baulich und städtebaulich im wesentlichen unberührt. Außerhalb der Stadt schlugen sich die Veränderungen baulich-räumlich in der Schloss- und Gartenlandschaft wie auch in den Vorstädten nieder.

Seit den 20er Jahren erlebte in Potsdam nur das Bauwesen eine Aufwärtsentwicklung, die nicht zuletzt auf Aufträge des königlichen Hauses zurückzuführen war. Die königliche Bautätigkeit vollzog sich überwiegend auf königlichem Territorium außerhalb der Stadt (Schloss und Park Charlottenhof, Schloss und Park Babelsberg) und in

<sup>4</sup> Weitere ausgewählte Literatur: F. v. Buttlar (Hrsg.), Peter Joseph Lenné. Volkspark und Arkadien, Berlin 1989; Generaldirektion der Stiftung Schlösser und Gärten Potsdam-Sanssouci (Hrsg.), Potsdam im Bild des 18. und 19. Jahrhunderts, Potsdam 1973; R. Schneider, Potsdam. Garnison und Arkadien, München, Wien 1994.

den Vorstädten. In der Stadt selbst war sie auf wenige Projekte begrenzt: Neubau der Nikolaikirche, des Kasino in der Waisenstraße, der alten Synagoge und des alten Postamts. Um 1840 wurden auch einige Barockbauten in der Regie von Heinrich Ziller erhaltend erneuert.

Dagegen wirkte die sich ständig vergrößernde Garnison immer bestimmender auf die Stadtentwicklung. Sie begann seit den späten 20er Jahren in kleinen Abteilungen und Truppenteilen die Mauern der alten Kasernenstadt zu überspringen. Auf neuer gesetzlicher Grundlage (1820) wurde die konzentrierte Kasernierung der Truppen in Kasernen neuen Typs vorangetrieben. Damit wurden die Bürger von der militärischen Einquartierung befreit, ein Vorgang, der aber erst um die Jahrhundertwende abgeschlossen sein sollte. Mit der Standortveränderung und -erweiterung der Garnison verengten sich zugleich die Erweiterungsmöglichkeiten der Stadt zunächst in nordwestlicher und nördlicher Richtung.

In diesen Jahren wurden die Zugänglichkeit der Insel Potsdam und die Verbindungen Potsdams mit der Hauptstadt entscheidend verbessert: durch den Neubau der Langen Brücke und der Glienicker Brücke, durch Anlage von Chausseen sowie – neben dem schon bestehenden Pendelverkehr eines Flussdampfers zwischen Berlin und Potsdam – durch die Eröffnung der ersten preußischen Eisenbahnlinie (1838). Damit waren die Voraussetzungen für die Entwicklung Potsdams zu einem privilegierten Vorort Berlins geschaffen.

Nach seiner Thronbesteigung 1840 erteilte Friedrich Wilhelm IV. Peter J. Lenné den Auftrag zur Erarbeitung eines Gesamtplanes für die gärtnerische Gestaltung der Umgebung von Potsdam (1842), der nicht erhalten ist. Um den Kernpunkt dieses Plans, den Park Sanssouci, entstand in den folgenden Jahrzehnten ein Kranz von neuen Bauten, die Friedenskirche und die »Neue Orangerie« sowie der Wildpark, der Ruinenberg, Sakrow und das Belvedere auf dem Pfingstberg. Diese Baumaßnahmen und Neugestaltungen, der Glanz der Vorstädte sowie die reizvolle Schloss- und Gartenlandschaft kontrastierten mit dem Verfall der übrigen Stadt, ihren Elendsquartieren, schmutzigen Straßen und üblen sanitären Verhältnissen.

Wirtschaftskrisen, Missernten, Lebensmittelverteuerung, Hunger und dramatisch steigende Arbeitslosigkeit waren die letzten Auslöser der Revolten in den späten 40er Jahren. In allen größeren Städten Deutschlands, vor allem im nahen Berlin gährte es. In Potsdam, in der königlichen Garnison, schien es hingegen ruhig zu bleiben. Nach ersten Konfrontationen mit seinen »lieben Berlinern« im März 1848 zog sich der König nach Potsdam zurück und bereitete dort mit seinen Ministern, Beratern und den hier zusammengezogenen königstreuen Regimentern die erfolgreiche Gegenrevolution vor. Nach der vollständigen Wiederherstellung monarchischer Verhältnisse zog es Friedrich Wilhelm IV. vor, seine Residenz im Berliner Stadtschloss aufzugeben und im Schloss Sanssouci zu bleiben. Potsdam war wieder Residenz und Ort höchster staatspolitischer Entscheidungen geworden.

Von einer dieser Entscheidungen wurden die »braven« Potsdamer besonders betroffen. Noch 1849 wurde der seit Friedrich II. bestehende Immediat-Baufonds aufgehoben. Nun mussten auch die Potsdamer ihre Häuser ohne Staatshilfe bauen. Zugleich stärkten die Ansiedlung von staatlichen Militär- und Zivilbehörden sowie die weitere Ausdehnung der Garnison den Charakter Potsdams als Garnison- und Beamtenstadt, als eine Konsumentenstadt. Daneben entwickelte sich der Tourismus zu den altpreußischen »Weihestätten«. Das Erscheinungsbild des alten Potsdam änderte sich bis in die 1870er Jahre nur wenig. Die Bauaktivitäten des königlichen Hauses beschränkten sich im wesentlichen auf die Erweiterung und den Ausbau der Residenzstandorte.

Inzwischen hatte der »Kartätschenprinz« Wilhelm seinen kranken Bruder Friedrich Wilhelm IV. in der Regentschaft abgelöst (1858) und nach dessen Tode 1861 als Wilhelm I. von Preußen die Thronfolge angetreten. Wilhelm I. – in Repräsentationsangelegenheiten eher etwas zurückhaltender – hatte schon als Prinz Distanz zur Residenzstadt Potsdam genommen. Neben der Hauptresidenz in Berlin war seine Lieblingsresidenz Schloss und Park Babelsberg jenseits der Havel. Dort verbrachte er bis zu seinem Tode 1888 fast jeden Sommer.

Von der Erhebung der Hohenzollerndynastie zum Deutschen Kaiserhaus 1871 profitierte auch Potsdam; die Stadt wurde »Kaiserresidenz«. Die »Kaiserresidenz« war zunächst nur eine auf Repräsentation kaiserlicher und königlicher Würde und Ansprüche begrenzte Residenz. Wilhelm II. hingegen, der nach der Entlassung Bismarcks das »persönliche Regiment« durchsetzte und damit der Residenz in begrenztem Maße wieder eine Regierungsfunktion zuwies, bezog im Sommer 1888 das »Neue Palais«. Zu diesem Zweck wurde der Bahnhof Wildpark zum kaiserlichen Privatbahnhof ausgebaut. Die Wintermonate verbrachte der Kaiser aber aus Gründen der Staatsräson im Berliner Stadtschloss.

Potsdam war von der Industrialisierung und dem explosionsartigen Bevölkerungswachstum der Hauptstadt verschont geblieben. Wenig spektakulär zogen eine Reihe nicht unbedeutender staatlicher und wissenschaftlicher Einrichtungen und Institute in die ruhige und vornehme Residenz- und Garnisonstadt. Ebenso wuchs die Potsdamer Kaserne. Die Militärgesetze Ende der 80er Jahre, die die erste große Rüstungswelle in Deutschland auslösten, führten zur Vergrößerung der Potsdamer Garnison: Um die Jahrhundertwende waren die Garnisonstruppen nun endlich durchgängig in Kasernen untergebracht. Nur bei Manövern und besonderen militärischen Anlässen wurden noch Bürgerquartiere in Anspruch genommen. Wie sonst in keiner anderen preußischen und deutschen Stadt herrschte das Militär im städtischen Leben vor. Die im Innern vom Militär und von der Stadtmauer befreite »Bürgerstadt« war schon in den 80er Jahren fast vollständig von der Garnison umlagert. Nicht zu übersehen war die Entwicklung des Tourismus in der Stadt: Immer mehr Menschen, zum Großteil Tagestouristen aus Berlin, pilgerten zu den Weihe- und Kunststätten der preußischen

Könige, zu den glanzvollen Militärparaden und öffentlichen Staatsempfängen oder zu Vorführungen und Ausstellungen in der Kunst- und Kulturstadt. Mit Millionen von Besuchern im Jahr war Potsdam nun auch zur »Touristenstadt« mit differenziertem Fremdenverkehrsgewerbe geworden.

In der Innenstadt zeigten sich bescheidene Ansätze einer Citybildung in der Brandenburger Straße und Nauener Straße. Die Lagehierarchie dieser Straßen wurde durch die seit 1879 eingerichtete Potsdamer Pferde-Eisenbahn unterstrichen. In diesen Jahren wurde die alte Stadtmauer abschnittsweise niedergerissen. Die Innenstadt war nun mit ihren Vorstädten verbunden und zu den Residenzorten wie zu den Standorten der Garnison hin offen.

Die Großmachtspolitik Wilhelms II. und des mit ihm eng verbundenen militärischen und industriellen Interessenblocks förderte nicht nur den Glanz der Residenz-, Kunst- und Kulturstadt Potsdam. Diese Politik sowie die mit ihr zwangsläufig einhergehenden außenpolitischen Verstrickungen und Krisen wirkten sich in ihren Resultaten vielmehr in entgegengesetzter Weise aus. Im Juli 1914 unterzeichnete der Kaiser im »Neuen Palais« die Verordnung über die Erklärung des Kriegszustandes. Das Ende des Krieges, die deutsche Niederlage und ihre sozialen wie politischen Folgen bereiteten der kaiserlich-königlichen Residenz- und Garnisonstadt Potsdam unwiderruflich ein Ende.

### 3. Potsdam auf der Suche nach einer neuen Identität

Mit dem Zusammenbruch des Deutschen Kaiserreiches 1918 veränderten sich die Existenzbedingungen Potsdams radikal. Durch Revolution, Abdankung des Kaisers, Thronverzicht des Kronprinzen und Versailler Vertrag war der Stadt die ökonomische Basis, ihrer Besonderung die politische, soziale und ideologische Grundlegung entzogen. Potsdam stand vor der Aufgabe, das unerwartet entstandene Funktions- und Bedeutungsvakuum zu überwinden. Diese Aufgabe wurde in den folgenden Jahrzehnten mit unterschiedlicher Intensität und Reichweite auf der Grundlage verschiedener, teils gegensätzlicher gesellschaftlicher und staatlicher Konzeptionen angegangen.<sup>5</sup>

<sup>5</sup> Weitere ausgewählte Literatur: Arbeitsstelle Dresden (ASD) unter Mitwirkung von G. Engelmann, Potsdam und seine Umgebung. Ergebnisse der heimatkundlichen Bestandsaufnahme, Berlin (DDR) 1969; W. Berg, Potsdam, in: G. Krenz/W. Stiebitz/C. Weidner (Hrsg.), Städte und Stadtzentren in der DDR. Ergebnisse und reale Perspektiven des Städtebaus in der Deutschen Demokratischen Republik, Berlin (Ost) 1969; R. Globisch, Stadtplanung in Potsdam vor und nach der Wende, in: *Stadtbauwelt* 112/1991; K. Heidkamp, Symbol und Allegorie: Potsdam, Potsdam 1933; *Hist. Führer. Stätten und Denkmale der Geschichte in den Bezirken Potsdam, Frankfurt (Oder)/Berlin (DDR)* 1987; M. Hürlimann (Hrsg.), Die Residenzstadt Potsdam, Berlin 1933; H. v. Koenigswald, Potsdams Stadtplanung gestern und heute, in: *Mitteldeutscher Kulturrat* (Hrsg.), Zwischen Rostock und Saarbrücken. Städtebau und Raumordnung in beiden deutschen Staaten. Düsseldorf 1973; D. Kotsch, Die Bezirke Potsdam, Frankfurt (Oder) und Cottbus in der DDR (1952 bis

Die neuen innerstaatlichen Verhältnisse und die Bestimmungen des Versailler Vertrages trafen den Lebensnerv der ehemaligen Kaiserresidenz und Garnisonstadt Potsdam. Trotz Entmilitarisierung besetzte das Militär jedoch weiterhin die größten zusammenhängenden Flächen im Stadtgebiet. Potsdam war nun keine Residenz mehr, sondern nur noch eine Kleinstadt im Agglomerationsraum der Reichshauptstadt Berlin. Und wieder zeigte sich Potsdam als Hort der Gegenrevolution: Abteilungen und Angehörige der Potsdamer Militäreinheiten kämpften wie schon 1848 an verschiedenen Orten gegen die Revolution in Deutschland.

Im Zuge der Konsolidierung der staatlichen Verhältnisse im Lande Preußen nach 1920 veränderte sich die »Behördenlandschaft« Potsdams nicht zuletzt durch den Ausbau der kommunalen Selbstverwaltung. Bereits im Winter 1918/19 war der Rathausbereich neu gestaltet, und die Geschäftsräume des Magistrats waren aus dem Alten Rathaus in das Stadtschloss und den Palast Barberini verlegt worden. Damit wurde der Bereich am Alten Markt erstmals zum unangefochtenen Zentrum der Potsdamer Stadtregierung. Schrittweise transformierte sich die übrige Residenzlandschaft in eine frei zugängliche Museums- und Parklandschaft. Trotz einiger Anlaufschwierigkeiten erholte sich in den folgenden Jahren die »Beamtenstadt« wie die »Kunst- und Touristenstadt«.

Während der Weimarer Republik stagnierte die bauliche Entwicklung im übrigen Bestand Potsdams. Die nur sehr mäßige wirtschaftliche Erholung und die Beschneidungen der Verwertungsmöglichkeiten von Gebäuden erlaubten in einer ökonomisch stagnierenden Stadt mit erheblichen Überkapazitäten aus besseren Zeiten nicht die Belebung eines irgendwie gearteten Stadtumbaus. Die historische Stadt wurde lediglich in bescheidenem Maße gepflegt, und manche »Verunstaltungen« vor allem aus der Kaiserzeit wurden beseitigt. Der Schwerpunkt der Bautätigkeit seit 1919 lag hauptsächlich auf dem Kleinsiedlungsbau zur Linderung der Wohnungsnot in den Vorstädten. Selbst ehemals militärische Flächen um und auf dem Bornstedter Feld wurden zivilen Wohnzwecken zugeführt.

Die Nationalsozialisten hatten ein besonderes Verhältnis zu Potsdam. Bewusst wurde die Stadt mit ihren preußisch-deutschen Symbolen zum Rahmen des inszenierten »Staatsaktes« der Machtübergabe an die Nazis mit Adolf Hitler an der Spitze gewählt. Der »Tag von Potsdam« im März 1933 sollte auf die Kontinuität des »Dritten

1990), in: I. Materna/W. Ribbe (Hrsg.), Brandenburgische Geschichte, Berlin 1995; W. Kunze, Potsdam. Leipzig 1965; H. Müller, Zur Geschichte der Stadt Potsdam von 1918 bis 1933, Potsdam 1970; *Potsdam-Information* (Hrsg.), Potsdam, Potsdam 1977; *Potsdam-Museum* (Hrsg.), Von der kurfürstlichen Landschaftsallee zur sozialistischen Magistrale – die Wilhelm-Külz-Straße, Potsdam 1988; *Schicksale deutscher Baudenkmale im Zweiten Weltkrieg*, Band 1, Berlin (Ost) 1978; T. Topfstedt, Städtebau in der DDR 1955-1971, Leipzig 1988; W. Volk, Potsdam. Historische Straßen und Plätze heute, Berlin (Ost) 1988, bzw. stark bearbeitete 2. Auflage Berlin 1993; F. Werner, Potsdam. Städtebau und Raumentwicklung seit 1935. Beiträge und Materialien zur Regionalen Geographie Heft 3, Berlin 1988.

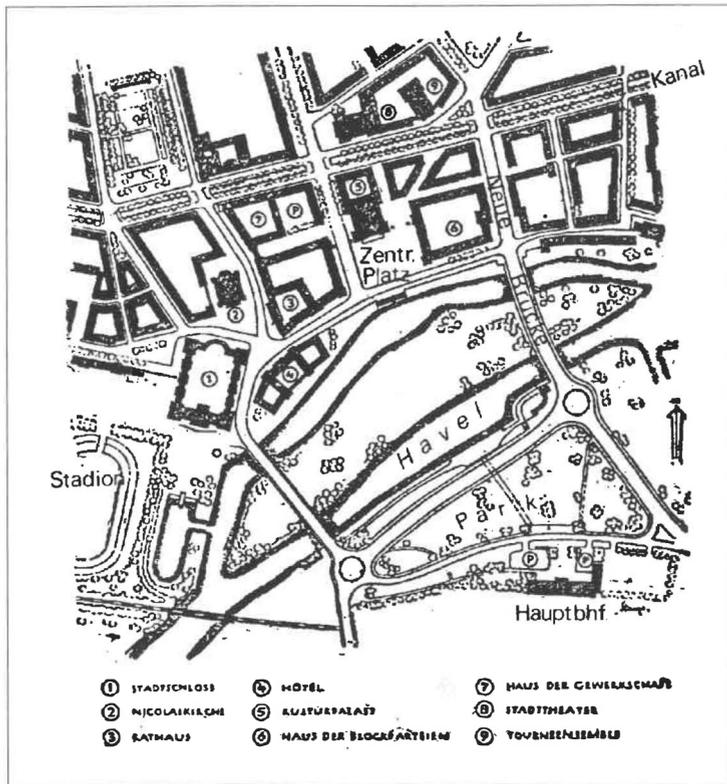


Abb. 6: Zentrumsplanung von 1954; Quelle: F. Werner (s. A 5).

Reiches« mit dem »Zweiten Reich«, mehr noch: auf die Verbindung des »neuen Deutschlands« mit dem »Geist Preußens«, auf die Verknüpfung von »bewährtem Alten« und »dynamischem Neuen« im nationalsozialistischen Regime verweisen. Potsdam war für die Nationalsozialisten und ihren Dunstkreis ein Wallfahrtsort des Preußentums, auf den sie sich in ihrer Selbstvergewisserung bezogen. Das baulich-räumliche Sediment der preußischen Tugenden bzw. Traditionen durfte keine grundsätzliche Veränderung erfahren. Das bedeutete praktisch: kontrollierte und begrenzte Neubautätigkeit, Erhaltung des soldatenstädtischen Erbes und Entschandlung der »Verunstaltungen« der vergangenen Jahrzehnte bzw. »Wiederherstellung des alten Stadtbildes«. So wurde auch unter der Leitung des Bauhäuslers Hubert Hoffmann das »Holländische Viertel« wiederhergestellt. Hauptaufgabe blieb die Bewahrung des »fridericianischen Gesichts« der historischen Stadt. Im Zusammenhang mit der Remilitarisierung, der Militarisierung von Staat und Gesellschaft sowie mit den systematischen Kriegsvorbereitungen seit 1934 wurde die »Kaserne« Potsdam rekonstruiert. Selbst die Militärparaden spielten wieder eine größere Rolle im Leben der Garnisonstadt. Im Zuge der Vergrößerung der Garnison wurden die alten Kasernen-

standorte verdichtet und erweitert, neue Kasernen vor allem um das Bornstedter Feld gebaut. Während des Krieges avancierte Potsdam zum Sitz des Oberkommandos der Luftwaffe, gegen Ende des Krieges sogar zur Festung.

In der Nacht vom 14. zum 15. April 1945 wurde die Altstadt und die erste absolutistische Stadterweiterung durch einen Bombenangriff der Royal Air Force erheblich zerstört. Die Straßenkämpfe im Zuge der Eroberung der Stadt führten zu weiteren Zerstörungen. Die nationalsozialistische »Kasernenstadt«, der »Feste Platz« Potsdam war bezwungen, die nationalsozialistische Politik hatte die Teilvernichtung der ehemaligen Residenz- und Garnisonstadt zur Folge.

Nun begann in Potsdam eine neue Phase der politischen und städtischen Entwicklung, die durch große Unsicherheit, widersprüchliche Konzeptionen und eine diskontinuierliche Praxis gekennzeichnet war. Für die nächsten Jahrzehnte bezog die Armee einer Siegermacht die Garnison Potsdam, die im Zuge des Kalten Krieges erweitert und seit Mitte der 50er Jahre durch Heeresabteilungen der Nationalen Volksarmee ergänzt wurde. Die Funktion Potsdams als Garnisonstadt wurde vor allem von der Roten Armee stillschweigend fortgeschrieben. Die unbeschädigten Militärstandorte im Norden und im Osten der Stadt wurden ständig verdichtet und durch Nebenbauten und -anlagen erweitert. Das Bornstedter Feld entwickelte sich nicht nur als »externalisiertes« Gebiet weiter, sondern auch – wie für Standorte von Besatzungstruppen üblich – zu einem tabuisierten Gebiet.

Daneben wurden Potsdam zivile Regierungs- und Verwaltungsaufgaben übertragen – zunächst als Landeshauptstadt, dann nach 1952 als Bezirksstadt der DDR. Anders als in der Hauptstadt der DDR verzichteten die neuen Herren in Potsdam auf eine Repräsentation ihrer Herrschaft durch Neubauten. Aufgrund der Notverhältnisse wurden ohne große Diskussion alle verfügbaren Bauten und Anlagen wieder genutzt.

Die Spaltung Deutschlands war die äußere Bedingung der neuen Phase der Potsdamer Stadtentwicklung. Sie veränderte die Lage Potsdams grundlegend. Aus einem relativ eigenständigen Vorort der Reichshauptstadt wurde eine Grenzstadt zu West-Berlin. Das Auseinanderdriften der beiden deutschen Staaten zementierte diese geographische Nachkriegsposition. 1961 wurde Potsdam durch den Bau der Mauer vollständig vom Westteil Berlins abgeschnitten.

Städtebaulich stand nach Kriegsende der Wiederaufbau des teilzerstörten historischen Zentrums auf der Tagesordnung. Die erheblichen Kriegszerstörungen erzwangen nicht nur Antworten auf die Fragen nach der Art des Wiederaufbaus: Erhaltung oder Neuformulierung des überkommenen Stadtgrundrisses, Rekonstruktion oder Abriss der teilzerstörten Gebäude. Auf der Tagesordnung stand auch die Frage nach dem Charakter neuer, der neuen Gesellschaft angemessener und die Identität der Stadt prägender Nutzungen, Stadträume und Gebäude. Damit wurde die historische Stadt erstmals seit dem Bau der »Kasernenstadt« Gegenstand umfassender stadtplanerischer Überlegungen. Es ging nicht nur um die Form der Stadt, sondern auch um

deren Funktion und damit um den Umgang mit der historischen Stadt im Zuge des Baus einer »neuen Stadt«. Die Gestaltung des weitgehend zerstörten historischen Zentrums war dabei von herausragender Bedeutung. Die geplante wie realisierte Gestaltung dieses Zentrums spiegelte jedoch die diskontinuierliche Geschichte wie das letztendliche Scheitern der Potsdamer Zentrumsplanung in der Nachkriegszeit exemplarisch wieder. Bei aller Diskontinuität hielt allerdings eine Anforderung die Planungen der DDR-Zeit zusammen, der Imperativ eines Demonstrationsplatzes, eines »Zentralen Platzes«.

Anfang der 50er Jahre begann die Ära großer, von westlichen Vorbildern relativ unabhängiger, »sozialistischer« Planungen für den Südtteil der zerstörten Stadt, die bis Mitte der 50er Jahre von den »Sechzehn Grundsätzen des Städtebaus« und von der Architektur der »Nationalen Bautradition« geprägt wurden. Der Umgang mit der Ruine des Stadtschlusses war damals sehr umstritten: Abriss- und Wiederaufbaubekundungen wie -beschlüsse wechselten einander ab. Die Ruine blieb zunächst bestehen. Verwirklicht wurde ein Demonstrativbauvorhaben: 1951 bis 1957 erfolgte der Wiederaufbau der stark zerstörten Wilhelm-Staab-Straße äußerlich in barocker Form – ein bemerkenswertes Beispiel für die damalige Denkmalpflege.

Nach der Kritik am Städtebau der nationalen Bautradition Mitte der 50er Jahre wurden die Planungen für das neue Potsdamer Zentrum radikal »modernisiert«. Vorgesehen wurden Neubauten in moderner Architektursprache, die unmissverständlich mit der überlieferten Bauweise brachen, und ein »Zentraler Platz«. Noch wichtiger war der Vorrang, der der Verkehrsplanung seit 1957 gegeben wurde. Damit orientierte sich die DDR-Planung an westlichen Leitbildern. 1960 wurde die Ruine des Stadtschlusses »wegen seiner Riegellage zur Brücke und zum Stadtinnern« abgebrochen, um Platz für ein autogerechtes und modernes Stadtzentrum zu schaffen. Östlich des Alten Marktes entstanden seit 1961 Wohnhausscheiben zum Teil in industrialisierter Bauweise, die auf den überkommenen Stadtgrundriss keine Rücksicht nahmen. Erst im Verlauf der 60er Jahre wurde die isolierte Planung für die südliche alte Stadt in eine Gesamtplanung für das historische Zentrum, die »Politbüro-Vorlage« von 1968, eingebunden. Entsprechend der neuen Zentrumskonzeption war in der barocken Stadterweiterung ein erheblicher Kahlschlag vorgesehen. Und an der Stelle, wo 1968 die Ruine der Garnisonkirche abgerissen wurde, war ein Institut der »Moderne« geplant, das Rechenzentrum. Das historische Zentrum, das funktional als modernes Dienstleistungszentrum verstanden und durch eine gigantische Straßengabelung im Bereich des ehemaligen Stadtschlusses geprägt wurde, sollte durch eine »Schale« von Wohnhochhäusern eingefasst werden. Der nach Süden hin offene »Zentrale Platz« war nur noch ein Anhängsel eines Verkehrsknotenpunktes.

Zu Beginn der 70er Jahre setzte eine städtebauliche Neuorientierung ein. Die ehrgeizigen Planungsziele wurden aus Kostengründen abgespeckt. Denkmalpflegerische Belange gewannen an Bedeutung. Die knappen Ressourcen wurden auf die propa-



Abb. 7: Angepasste Wohnungsneubauten aus der DDR-Zeit; Quelle: W. Volk (s. A 5), S. 133.

gierte »Lösung der Wohnungsfrage« konzentriert. Die historische Stadtsilhouette wurde jedoch noch 1974 mit dem Abriss des Turms der Heiligen-Geist-Kirche weiter demontiert. Mitte der 70er Jahre rückte der Ausbau der Wilhelm-Külz-Straße zur »sozialistischen Magistrale« in den Vordergrund der Planung eines sozialistischen Stadtzentrums. Die »sozialistische Magistrale« sollte nun – typisch für diese systemübergreifende architektonische und städtebauliche Umbruchsphase – durch eine »harmonische« Verbindung von »alter und neuer« Bebauung flankiert werden. Dieser Abschnitt wurde in Höhe der Schopenhauerstraße abrupt durch Wohnhochhäuser beendet, die eine Art Neustädter Tor neuen Typs darstellten. Der »Zentrale Platz« südlich der Nikolaikirche wurde als Grünfläche und Parkplatz gestaltet, der Obelisk vor der Nikolaikirche mit veränderter Aussage aufgestellt, das Karl-Liebnecht-Forum gebaut, die Nikolaikirche restauriert und mit dem Bau eines Theaters begonnen.

Nahezu zeitgleich mit der Neugestaltung der Wilhelm-Külz-Straße wurde mit der Einrichtung einer Fußgängerzone im Zuge der Brandenburger Straße ein Zentralraum geschaffen, der an die historische Lage anknüpfte. Die historische Stadt war rehabilitiert, und die Abkehr von den radikalen Modernisierungsvorhaben der Vergangenheit unübersehbar. Dies sollte den lange erwarteten Auftakt zur Gesamtanierung der nördlichen historischen Stadt auf der Basis eines ganzheitlichen Revitalisierungsansatzes bilden.

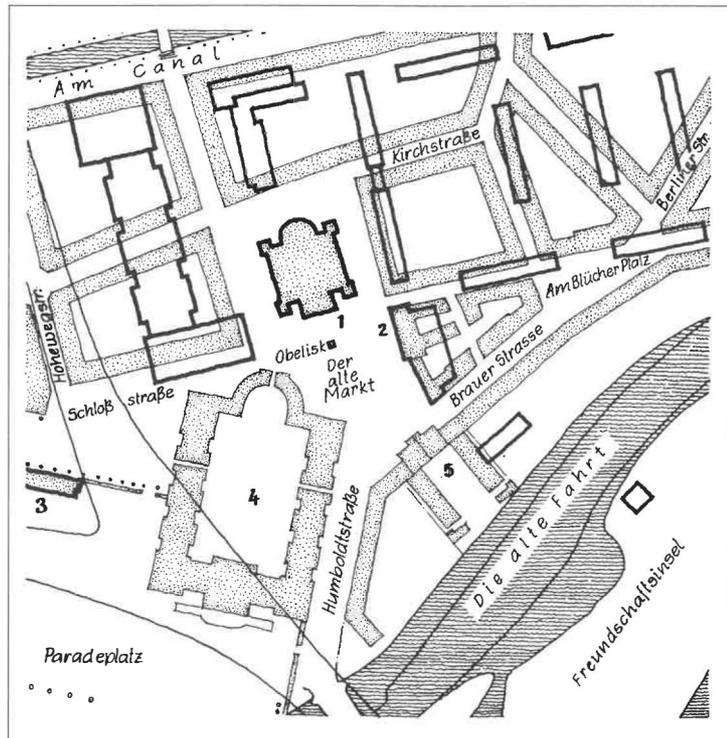


Abb. 8: Der Alte Markt von 1985 auf dem Grundriss des Alten Marktes vor seiner Kriegszerstörung; Quelle: W. Volk (s. A 5), S. 102.

#### 4. Potsdam – quo vadis?

Nach dem Ende des Kalten Krieges und der deutschen Vereinigung erlebte die Stadt innerhalb von etwa 70 Jahren einen weiteren Umbruch, d.h. nach dem Verlust ihrer Residenzfunktion 1918 nun auch den Verlust ihrer Garnisonfunktion. Die Grenzen in Richtung West-Berlin fielen, und Potsdam wurde zu einem besonderen Vorort der neuen Hauptstadt Berlin. Das Land Brandenburg wurde im Jahre 1990 geschaffen, und Potsdam stieg wieder von einer Bezirksstadt zur Landeshauptstadt auf. Nach ihrer Erhebung zur Hauptstadt eines Bundeslandes sah sich Potsdam vor die Aufgabe gestellt, nicht nur die Geschichte des Ortes zu verarbeiten, sondern in dieser Verarbeitung Perspektiven für seine Zukunft zu entwickeln. Schlüsselprobleme der Stadtentwicklung waren zweifellos die Intensivierung der Erneuerung der historischen Stadt und zugleich die »Zivilisierung« der Garnisonstadt.<sup>6</sup> Dieser Prozess war offensichtlich durch zahlreiche Widersprüche und Konflikte geprägt – Konflikte, die schon einen Stadtbaurat und einen Oberbürgermeister verschlissen haben.

<sup>6</sup> Weitere ausgewählte Literatur: R. Altmann, Potsdams Mitte, in: Potsdam heute 3/1992; Dezernat für Stadtentwicklung, Wirtschaft und Gewerbe des Magistrats der Landeshauptstadt Potsdam (Hrsg.), Auf der Suche nach dem verlorenen Bild. Internationales Architektenseminar Potsdam

Die Umwälzungen erstreckten sich auf die zentralen Lageverhältnisse der Stadt – und zwar jenseits aller Planungen. Die Berliner Vorstadt und die Standorte nahe dem S-Bahnhof Potsdam-Stadt wurden gewaltig aufgewertet. Treibhausmäßig gefördert wurde die Verschiebung der Zentrenlagen durch die Restauration der privaten Eigentumsverhältnisse, die eine schnellere Realisierung von Aufwertungseffekten ermöglicht. Vor dem Hintergrund dieser Verschiebungen der Lagegunst im Zuge der deutschen Vereinigung ging die Suche nach einer neuen Mitte für Potsdam in eine weitere Runde. Das in der DDR-Zeit geschaffene »sozialistische Zentrum« zwischen Altem Markt und Schopenhauerstraße wurde Gegenstand neuer, zentrumsbildender Überlegungen. Wie schwierig und langwierig diese Suche auch heute wieder ist, zeigt das Ringen um Lösungen für das Schlossareal. Während Potsdams historisches Zentrum aber weiterhin auf seine neue Mitte wartet, ist ganz in der Nähe mit unheimlicher Geschwindigkeit ein neues Zentrum bereits entstanden, das »Potsdam-Center« am S-Bahnhof Potsdam Stadt. Das »Center« gefährdet eine der letzten zentralen Funktionen, die dem historischen Zentrum noch geblieben sind: den bescheidenen Einzelhandel in der Brandenburger Straße.

Strukturell wurde die Garnison Potsdam aufgegeben. Damit stand ein einzigartiges Potential für die weitere Bestandsentwicklung Potsdams zur Verfügung, darunter die größte Militärfäche der Stadt: das Bornstedter Feld. Die Entwicklung des Bornstedter Feldes ist nach dem erklärten Abschied von der militärischen Tradition Potsdams und dem Abzug der russischen Truppen ohne Zweifel die bedeutendste Stadtentwicklungsaufgabe Potsdams geworden, eine Konsequenz wie Chance der »Zivilisierung der Stadt«. Ein wichtiger praktischer Schritt zur »Zivilisierung« des Bornstedter Feldes wurde bereits im Frühjahr 1994 vollzogen. Nach einem nur dreimonatigen Umbau konnte die Kaserne Pappelallee der Fachhochschule Potsdam übergeben werden. Und die Erwartungen an die »neue Vorstadt« Bornstedter Feld sind zu Recht außerordentlich hoch – in städtebaulicher, architektonischer, kultureller, sozialer, ökologischer und demokratischer Hinsicht.

1991, Potsdam 1991; Gruppe Planwerk, Potsdam Bornstedter Feld. Einige Gedanken zur städtebaulichen Strukturierung, Potsdam 1994; Magistrat der Stadt Potsdam (Hrsg.), Stadt Potsdam Stadtentwicklungsplanung, Potsdam 1993; Magistrat der Stadt Potsdam (Hrsg.), Planen in Potsdam – Pläne für Potsdam, Potsdam 1993; Magistrat der Stadt Potsdam/BDA Arbeitsgruppe Potsdam-Bonn (Hrsg.), Stadt Potsdam, Stadtbereichsplanung Bornstedter Feld, Potsdam 1993; F. Trilitzsch/W. Jacob/M. Stöhr, Bornstedter Feld. Landschaftsplanerisches Gutachten zur Siedlungsentwicklung, Teil I: Landschaftsplanung-Altlasten-Wasserhaushalt, Stand 30.6.1993, Potsdam 1993.

Die Stadtentwicklungsprobleme sind für Potsdam von einzigartiger historischer Bedeutung – vergleichbar allenfalls mit der Situation unmittelbar nach dem Ersten bzw. dem Zweiten Weltkrieg. Grundsatzentscheidungen von heute werden die Stadtentwicklung Potsdams langfristig prägen, fördern oder belasten. Notwendig ist daher eine überdurchschnittlich breite öffentliche Diskussion über die strategischen Angelpunkte der Stadtentwicklung. Eine solche Maßnahme hätte eine historisch neue Qualität: Erstmals würden Entscheidungen zur Stadtentwicklung nicht mehr ohne Diskussion getroffen. Potsdam in seiner spezifischen »Stadtqualität« zu erhalten und zu entwickeln – das bedarf in einer nicht mehr zentralistisch verfassten Gesellschaft ausreichender Zeit und einer durchgreifenden Beteiligung der Bürger bzw. deren politischer und kultureller Institutionen und Initiativen. Es gilt für Potsdam eine überzeugende, tolerante, weltoffene Perspektive jenseits von Residenz und Garnison zu finden. Diese komplexe Aufgabe ist nur in einem ganzheitlichen, landschaftsumgreifenden stadtentwicklungspolitischen Ansatz operationalisierbar – durchaus in der Tradition der Vergangenheit, aber ohne deren Autoritarismus, als Ergebnis eines demokratischen Diskurses.

Dieter Zander

## Residenzstadt Ludwigslust in Mecklenburg-Vorpommern

*Denkmalpflegerische Zielsetzung unter dem Aspekt der Farbe*

Die nach einem Entwurf von Johann Joachim Busch auf freiem Feld angelegte Stadt Ludwigslust war von 1764 bis 1837 Residenz des Landes. Johann Wundemann schrieb 1803: »Ludwigslust selbst sieht man nicht eher, als man es betritt, indem es ganz im Gehölze versteckt ist.«<sup>1</sup> In der Tat hat die Stadt bis auf den heutigen Tag keine erlebbare Silhouette. Die Übergänge in die Park- und Waldlandschaft sind mit Einschränkung ihrer südwestlichen Flanke, an der die Neubauten des Parkviertels den weichen Übergang abrupt verriegeln, fließend.

### 1. Stadtbaugeschichte

Die Anlage des Schlossbezirkes und seiner Umgebung mit Schlossstraße und der im 18. und 19. Jahrhundert gestalteten Parklandschaft samt den auf das Schloss bezogenen Sichtachsen stellt das bedeutendste spätbarocke Ensemble in Mecklenburg dar. Es entstand zu einer Zeit, als sich andernorts klassizistische Bauauffassungen bereits weitgehend durchgesetzt hatten. Diese dem Barock verpflichtete Baukunst wurde möglich durch die Begegnung eines konservativ denkenden Architekten und seines in künstlerischen Fragen dem Traditionellen verhafteten Bauherrn.

Der 1748 in mecklenburgische Dienste eintretende Architekt Johann Joachim Busch (1720-1802) wurde 1758 Hofbaumeister. Als Busch 1796 in den Ruhestand ging, hatte er ein halbes Jahrhundert drei Herzögen gedient; und zwar Christian Ludwig (1863-1756) acht Jahre, Friedrich (1717-1785) 29 Jahre sowie Friedrich Franz I. (1756-1837) 11 Jahre lang.

Der barocke Kernbereich Ludwigslusts entstand nach Buschs einheitlichem Entwurf im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts. Das für eine Schlossanlage jener Zeit unentbehrliche Wasser für Wasserkünste und -spiele musste eigens durch umfangreiche Kanalbaumaßnahmen herangeführt werden. Das Geschick des Planes wird deutlich an der Führung der Schlossstraße mit der Überhöhung der Brücke, der Anbindung der Nummerstraße sowie der Kanalstraße. Die Wohnbauten organisierte Busch nach dem Vorbild holländischer unverputzter Backsteinhäuser mit einfachen Grundrissen. Ebenso einfach waren die Fachwerkbauten am Bassin, am Kirchenplatz und an den Nebenstrassen.

<sup>1</sup> J. Chr. F. Wundemann, Mecklenburg in Hinsicht auf Kultur, Kunst und Geschmack, Zweiter Teil, Schwerin 1803, S. 268.



Abb. 1: Ausgeführter Plan der neuen Residenz Ludwigslust, Hofbaumeister Johann Joachim Busch, um 1763/64; Quelle: *Stadt Ludwigslust*.

Die Hauptachsen, vor allem die aus mehreren unterschiedlichen Platzräumen gebildete Flucht vom Schloss zur Kirche und die als Magistrale angelegte Schlossstraße sowie einige Nebenstraßen wie Nummer-, Neue- oder Lindenstraße haben ihren ursprünglichen Charakter mit Backstein- und Fachwerkbauten, Lindenalleen, Pflasterungen und Wasserläufen überwiegend bewahrt. Auch der weitläufige Park ist erlebbar geblieben. Die soziale Struktur des ausgehenden 18. Jahrhunderts findet in der Geschossigkeit und in der Materialwahl der Bebauung der Schlossachse ihren besonderen Ausdruck.

Zwischen 1800 und 1837 wurden nach Plänen von Johan Georg Barca (1771-1826) und Friedrich Georg Gross (1791-1837) klassizistische Erweiterungen angelegt. Der gute Ruf der Königlich Preussischen Bauakademie Berlin veranlasste den Bau-Eleven Johann Georg Barca, seinen Landesherrn um ein Auslandsstipendium zu ersuchen, das ihm gewährt worden ist. Ab 1802 weilte Barca für zwei Jahre in Berlin und wurde dort mit Arbeiten der Vertreter des preussischen Frühklassizismus, der sogenannten Berliner Schule, vertraut. Nach Berlin setzte Barca seine Studien in Wien,



Das neue Schloß in Ludwigslust. Le nouveau Chateau de Ludwigslust.

Abb. 2: Schloss Ludwigslust. Das Schloss wurde von 1772 bis 1776 nach Plänen von Johann Joachim Busch errichtet. Die Außenwände sind mit Pirnaer Sandstein verkleidet. »Durch Missverständnis des Befehls, das Gebäude auszuputzen, und von dem Ansatz der Witterung zu reinigen, ist die ganze Vorderseite vor drei Jahren (1800) in Abwesenheit des Durchl. Herzogs mit Kalk übertüncht, wodurch die schöne natürliche Farbe des Steins auf längere Zeit verloren ist«; vgl. J.C.F. Wundemann (s. A 1). Erst 1848 wurde dieser Anstrich wieder beseitigt.

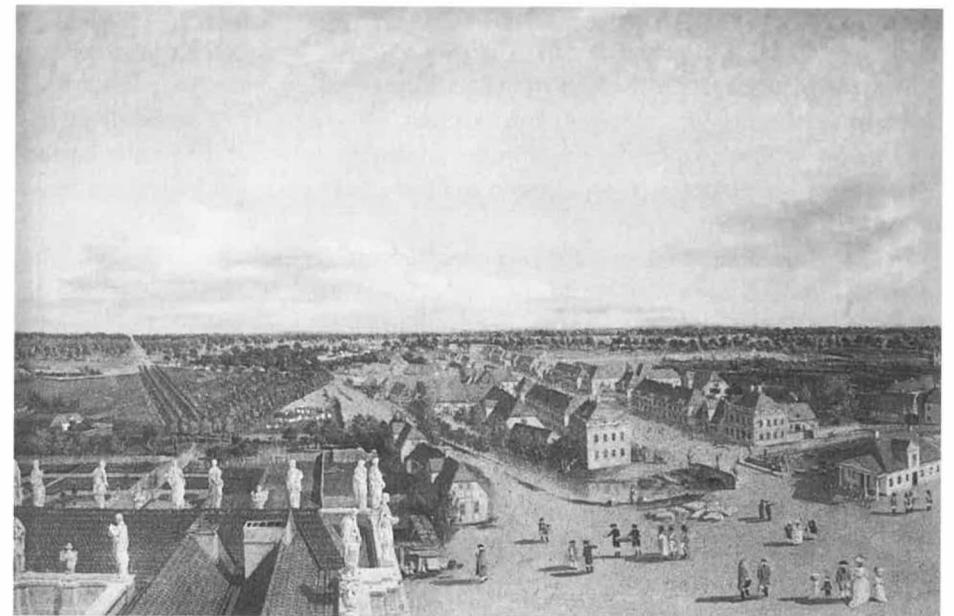


Abb. 3: Stadtansicht Ludwigslust vom Dach des Schlosses. Zeitgenössisches Gemälde; im Besitz des Schlosses.

Rom und Paris fort und begann nach seiner Rückkehr 1808 eine Tätigkeit im mecklenburgischen Staatsdienst. Als er 1826 54-jährig starb, war er Hofbaumeister und hinterließ eine Vielzahl hervorragender Gebäude in Ludwigslust, aber auch in Wismar, Schwerin, Parchim und Wittenburg.

Barcas Nachfolger als Hofbaumeister wurde Friedrich Georg Gross, ein Verfechter der Berliner Schule Schinkelscher Prägung. Das Geschick, mit dem Barca ein Gebäude konzipierte, ging Gross verloren. Er gestaltete weniger mit Baumassen als mit Bauformen.<sup>2</sup> Dobert stellte 1920 fest, dass sich in den Arbeiten von Gross die unmittelbar folgende Architekturverwilderung bereits ankündigte. Der gestalterische Qualitätsabfall ging einher mit einer Vergrößerung der Farbe. Die noble Farbgebung der Barca-Zeit war vorüber. Auch Gross starb 1837 viel zu früh. Mit ihm endete die planmäßige Entwicklung der Stadt. Erst die 1920/30er Jahre knüpfen mit ihrer gut proportionierten Backsteinarchitektur, z. B. in der Friedrich-Naumann-Allee und in der Gartenstraße, an alte Traditionen an.

## 2. Eingriffe in die historische Stadt

Im Jahre 1979 ist die historische Stadt auf der sogenannten Republikliste als bedeutendes städtebauliches Ensemble des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts erfasst worden.<sup>3</sup> Zuvor hatten die klassizistischen Bereiche erhebliche Beeinträchtigungen erfahren müssen, etwa die Käthe-Kollwitz-Straße. 1975 wurden die historischen Pflasterungen der Lindenstraße (damals Thälmann-Straße) und der Kanalstraße mit Schwarzdecken belegt. Die die Stadt vom Durchgangsverkehr entlastende Hochstraße führte zum Abbruch einer Vielzahl von Häusern. Der schon 1951 angeordnete Bau des Denkmals für die Opfer des Faschismus von dem Ludwigsluster Künstler Bartholomäus ist in seiner Gesamtform dagegen recht geschickt in die städtebauliche Situation eingefügt worden.

1975 begannen die Planungen für ein neues Wohngebiet Parkviertel. Denkmalpflegerische Einwendungen dagegen blieben unberücksichtigt, selbst ein Schreiben des seinerzeitigen Ministers für Kultur (Hans Joachim Hoffmann) an den Vorsitzenden des Rates des Bezirkes (Rudi Fleck). Die Ausführung begann Anfang der 80er Jahre in fünfgeschossiger Plattenbauweise unmittelbar am Rande des Schlossbezirkes. Die maximale Dreigeschossigkeit der Stadt erhielt an ihrem wichtigsten Rand eine Um-mauerung und verlor so die charakteristische Einbindung in die Landschaft.

Die Beeinträchtigung des städtebaulichen Denkmals war so groß, dass die weitere Führung der Stadt Ludwigslust auf der Zentralen Denkmalliste in Frage zu stellen

<sup>2</sup> Vgl. S.-P. Dobert, Bauten und Baumeister in Ludwigslust. Ein Beitrag zur Geschichte des Klassizismus, Magdeburg 1920.

<sup>3</sup> Gesetzblatt der DDR, 5. Oktober 1979, Sonderdruck Nr. 1917, Bekanntmachung der zentralen Denkmalliste vom 25. September 1979.



Abb. 4: Denkmalkarte 1966.

war. Das größte Defizit der Stadt resultiert aber aus dem Abbruch des die Schlossstraße ehemals abschließenden großen Marstalls von Barca. Stadt oder Landkreis werden dort in naher Zukunft mit viel Geschick einen adäquaten Neubau errichten müssen, dessen Nutzung dem besonderen Standort entspricht. Der Rahmenplan wird der städtebaulichen Bedeutung des Abschlusses der Schlossstraße nicht gerecht.

## 3. Das Problem der historisch angemessenen Farbigkeit

In der denkmalpflegerischen Praxis ist es seit vielen Jahrzehnten eine Selbstverständlichkeit, Innenräume sowie die Fassaden bedeutender Bauwerke auf der Grundlage sorgfältiger Befunduntersuchungen in ihrer Farbigkeit zu restaurieren oder neu zu fassen. Das gilt noch immer nicht für die Summe der stadtbildprägenden Einzelgebäude eines Denkmalensembles.

Für jede Stadt stellt sich die Frage nach ihrer typischen Farbe. Der Weg einer Annäherung dahin verlangt systematische Farbuntersuchungen, aber auch Kenntnisse zeittypischer Polychromien vergangener Stilepochen. Zu allen Zeiten war die Farbgebung ein wesentlicher Bestandteil der architektonischen Gesamtwirkung eines Bauwerkes. Erklärtes denkmalpflegerische Ziel ist es daher, den Gebäuden die Farbe ihrer Entstehungszeit oder eine besondere Sekundärfassung zu erhalten oder wiederzugeben.

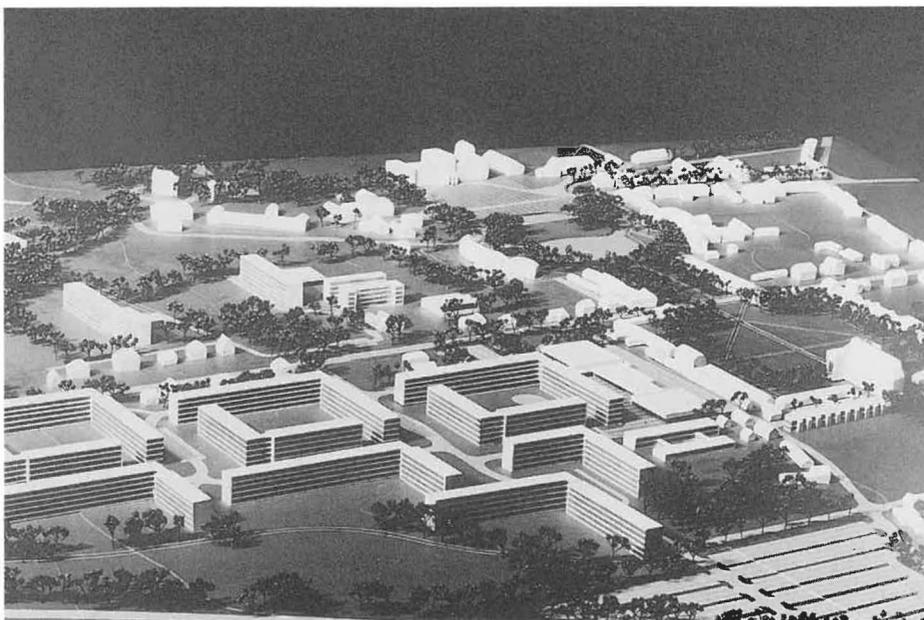


Abb. 5: Stadtmodell mit neuem Parkviertel, um 1980.

Die farbige Erscheinung der Stadt Ludwigslust wird geprägt durch das Rot des Backsteins aus der ersten Bauperiode des Architekten Busch, bis zum Ausklang des letzten Jahrhunderts auch durch eine geradezu aufregende Farbgebung der Bauten Barcas in der Tradition der Berliner Schule. Diese zweite sehr fruchtbare bauliche Entwicklung der Stadt lässt sich in ihrer Farbe heute nur erahnen.

In den 70er Jahren begann das Institut für Denkmalpflege eine Reihe systematischer Farbuntersuchungen an Bauten des frühen 19. Jahrhunderts in Schwerin und Ludwigslust, vereinzelt auch in Güstrow und Parchim. Ziel war es, Nachweise über architekturtypische Farbgebungen jener Jahre zu gewinnen.

Grundlage für eine 1985 begonnene komplexe Fassadeninstandsetzung in der Ludwigsluster Schweriner Straße waren Befundnahmen an ausgewählten Barca-Häusern. Die finanzielle Kraft für flächendeckende, umfassende Untersuchungen konnte nicht aufgebracht werden. Intensiv erfasst wurden daher ein eingeschossiges und ein zweigeschossiges Typenhaus. Es offenbarte sich eine Farbigkeit, die an wenige bekannte Beispiele Friedrich Gillys oder Heinrich Riedels, beides Lehrer an der Bauakademie, anknüpfte. »Welche Gedämpftheit der Farbe, welche Erdhaftigkeit« formulierte Alfred Rietdorf 1943 in seiner Arbeit »Gillys Wiedergeburt der Architektur«.<sup>4</sup>

<sup>4</sup> A. Rietdorf, Gilly-Wiedergeburt der Architektur, Berlin 1943, S. 141.

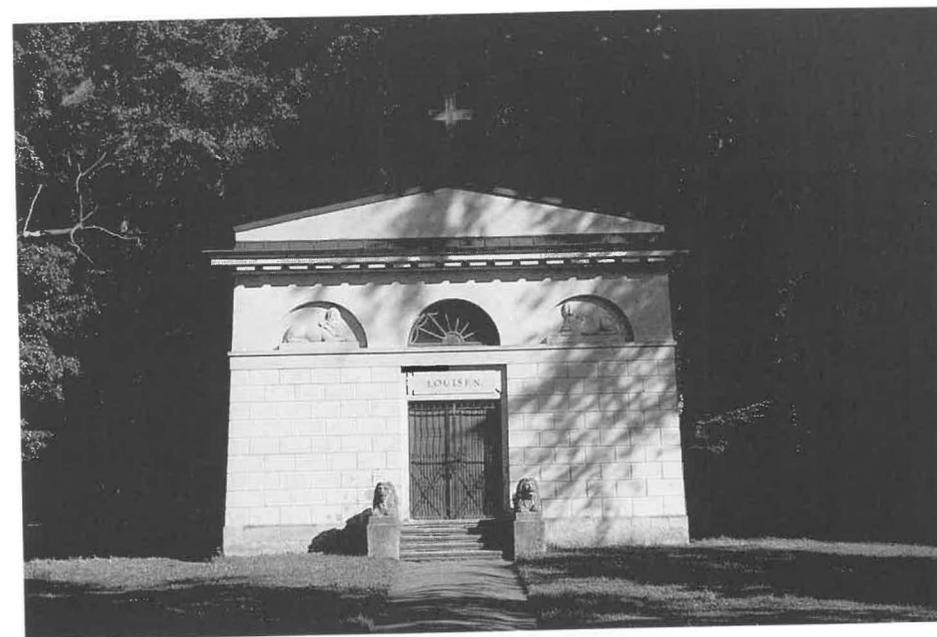


Abb. 6: Luisen-Mausoleum im Ludwigsluster Schlosspark, 1999. Barcas Entwurf von 1808 war von französischer Baukunst beeinflusst. Das Gebäude ist heute einfarbig gefasst. Dobert vermutete, dass es ursprünglich mit einem verschiedenfarbigen Anstrich versehen war. Farbuntersuchungen wurden nicht durchgeführt. Es bleibt zu wünschen, dem Bauwerk eines Tages wieder »den Reiz reichen, farbigen Lebens zu geben«.

Die denkmalpflegerische Empfehlung nach einer konsequenten Umsetzung dieser Befunde ließ sich leider nicht realisieren. Aus Kostengründen wurde für nicht untersuchte Häuser von dem Architekten Ertner ein analoges Farbkonzept erstellt. Ein Erfolg wäre es, wenn die Umsetzung nach und nach noch gelänge. Die große Bedeutung des privaten Eigentums lässt heute an einer Rücksichtnahme auf übergeordnete städtebaulich-denkmalpflegerische Interessen mit Mitteln der Farbe allerdings zweifeln.

Ein von der Öffentlichkeit mitgetragenes denkmalpflegerisches Ziel wird es bleiben müssen, städtebauliche Zusammenhänge in der Entwicklung der Stadt Ludwigslust künftig auch mit den Mitteln ihrer historischen Farbgebung herauszustellen. Dabei muss die Farbauswahl mit künstlerischem Takt ausgeführt werden.

Hans-Jürgen Zimmermann/Li Patzelt

## Stadterneuerung in Ludwigslust nach 1989: Das Garnisonsgelände und der Alexandrinenplatz

Die im Grundriss bewahrte, einheitlich gestaltete Stadtanlage des historischen Stadtkerns von Ludwigslust hat dem jahrzehntelangen Sanierungsstillstand der DDR-Zeit getrotzt und diesen fast unbeschadet überstanden. Seit 1989 durchlief Ludwigslust eine sehr positive Entwicklung, die sich heute an der Sanierung mehrerer Straßen und vieler Einzelgebäude widerspiegelt.

Im Zuge der Sanierung waren und sind auch erhebliche Eingriffe in das innerstädtische Gefüge unvermeidbar. Die Tendenz geht dahin, dass eine Nutzungsverdichtung in den Blockinnenbereichen angestrebt wird, um die Sanierung der denkmalgeschützten Blockrandbereiche zu erleichtern. Hierbei ist mit größter Sorgfalt vorzugehen, um einer Überdimensionierung von Baukörpern in den Blockinnenbereichen entgegenzuwirken und Bereiche für privat genutzte Grünflächen zu erhalten. Aus Sicht der Stadt Ludwigslust sollte eine Nutzungsverdichtung nur über die Stadtplanung geregelt werden, um historische Stadtstrukturen auch weiterhin zu erhalten. Dazu wird das Instrument der verbindlichen Bauleitplanung für ausgewählte Stadtquartiere eingesetzt.

Von besonderer Bedeutung für Ludwigslust ist jedoch die Stadterneuerung im ehemaligen Garnisonsgelände und dessen Integration in das Gesamtstadtgefüge. Dieses Gelände umfasst ein Areal von ca. 34 ha. Es handelt sich um einen ursprünglich städtebaulich integrierten Standort, der aber durch die militärische Nutzung der Roten Armee / GUS-Streitkräfte während der letzten ca. 50 Jahre einer vollständigen Isolation ausgeliefert war. Stadtbildprägende Gebäude verfielen und wurden zum Teil abgerissen, alte Verkehrsverbindungen waren abgeschnitten.

### 1. Städtebauliche Integration des ehemaligen Garnisonsgeländes

Die Bebauung des ehemaligen Garnisonsgeländes bestand bis auf ca. 25 ein- bis zweigeschossige Einzelwohnhäuser nur aus militärischen Zweckbauten. Typisch waren Kasernen- und Hallenbauten aus den 1930er Jahren, ergänzt durch wenige Reste älterer Militärbauten wie etwa der Reithalle von 1893. Der teilweise wertvolle Altbaubestand war nicht gepflegt worden und durch mancherlei Schädigungen zum großen Teil abgängig. Baumneupflanzungen erfolgten größtenteils mit Pappeln.

Mit dem Abzug der russischen Truppen im Jahre 1992 wurde die militärische Nutzung des gesamten Garnisonsgeländes aufgegeben, die Fläche wurde zur innerstädtischen Brachfläche. Die Stadt sah sich einer fast unlösbaren Aufgabe hinsichtlich der

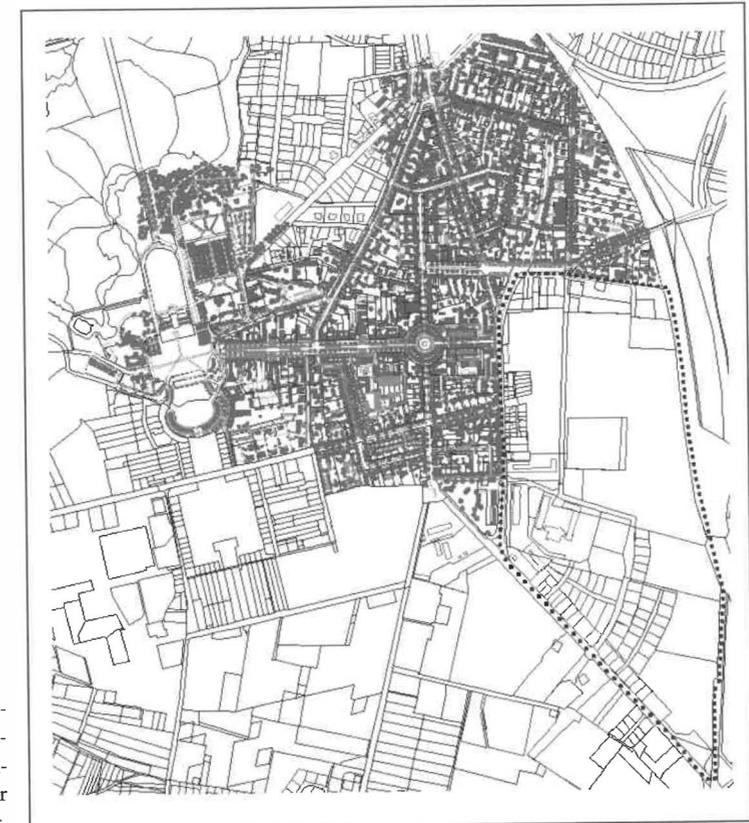


Abb. 1: Garnisonsgelände als potenzielle Entwicklungsfläche der Stadt Ludwigslust.

Altlasten gegenüber, hatte andererseits jedoch die einmalige Chance zur Entwicklung eines innerstädtischen Standortes – vergleichbar mit der Größe des historischen Altstadtkerns selbst. Dass dieser Standort stadtstrukturell schon immer bedeutsam war, zeigen historische Stadtpläne: Die ehemalige Garnison war ein Bestandteil des barocken Stadtgrundrisses.

Als Ziel für eine städtebauliche Re-Integration wurde die Schaffung eines neu geordneten städtischen Raumes mit Wohnfunktion, gesamtstädtischer Versorgung überwiegend im Dienstleistungs- und Freizeitsektor sowie einem Gymnasium für den regionalen Einzugsbereich festgelegt. Darüber hinaus galt es, Leitgedanken der barocken Stadtplanung Ludwigslusts aufzugreifen: eine Weiterführung der historischen Achsen Schlossstraße und Clara-Zetkin-Straße sowie eine starke Raumkantenausbildung zur Gliederung der einzelnen Quartiere. Eine große Rolle spielt auch weiterhin die Grüngestaltung in dem Gelände der auslaufenden Achse Schloss/Schlossstraße, die gleichzeitig der Ausgangspunkt eines durch öffentliche Nutzung geprägten Raumes ist.



Abb. 2: Ehemalige Reithalle (Baujahr 1893/94) vor der Sanierung 1995.



Abb. 3: Ehemalige Reithalle nach der Sanierung 2000 (heutige Stadthalle).

Die Integration des Gymnasiums in den neu zu entwickelnden Stadtteil wurde durch die Umnutzung ehemaliger Kasernen erreicht. Es ist in eine »Achse öffentlicher Nutzungen« eingebettet. Diese beginnt mit dem Busbahnhof, setzt sich fort mit einem zentralen Grünbereich/Park, der den Gymnasiumsstandort einschließt, und leitet über in eine größere durchgrünte, öffentliche Fläche zur aktiven Freizeitnutzung von Kindern und Jugendlichen. In diese öffentliche Fläche wurde auch das historische Gebäude der ehemaligen Reithalle integriert, welches nach umfassender Sanierung unter Erhaltung der historischen Bausubstanz und Beachtung der denkmalpflegerischen Aspekte im Oktober 2000 festlich als Stadthalle eingeweiht werden konnte. Den Endpunkt der »Achse der öffentlichen Nutzungen« bilden die Gebäude der Kreisverwaltung des Landkreises Ludwigslust. Entlang dieser Achse gruppieren sich die Wohnquartiere.

Ein wichtiger Entwicklungsbaustein ist die Einbindung des geplanten Einkaufszentrums in das gesamtstädtische Gefüge von Ludwigslust. Das Einkaufszentrum entsteht in der Achse der verlängerten Schlossstraße und ist gestalterisch geprägt durch eine städtebaulich angepasste Torsituation, die den Eingang in einen neuen Stadtteil symbolisieren soll. Die Entwicklung des Einzelhandels an einem innerstädtischen Standort in unmittelbarem Anschluss an die historische Altstadt, nach vorausgegangener restriktiver Planung an peripheren Standorten, lässt eine Stärkung der Innenstadt erwarten. Das innerstädtische Einkaufszentrum soll eine Brückenfunktion zwischen dem ehemaligen Garnisonsgelände und der historischen Altstadt übernehmen. Neben dem historischen und kulturellen Angebot der Altstadt kann ein lebendiger Einzelhandel der touristischen Entwicklung positive Impulse geben, so dass eine weitere Attraktivitätssteigerung für die Stadt erreicht werden kann.

## 2. Altlastenuntersuchung, Bewertung und Sanierung im ehemaligen Garnisonsgelände

Die Bewältigung der Altlasten stellte das größte Problem für das Gelände der ehemaligen Garnison dar. Nach dem Abzug der russischen Streitkräfte wurden im Rahmen der Ermittlung von Altlastenverdachtsflächen neben der Erstbewertung eine Gefährdungsabschätzung sowie eine Sanierungsstudie erarbeitet. Im Ergebnis der Erstbewertung sind 111 Kontaminationsverdachtsflächen definiert worden.

Im Rahmen der Gefährdungsabschätzung erfolgte eine Klassifikation dieser Verdachtsflächen in verschiedene Belastungsklassen. Flächen mit hoher Belastung wurden näher untersucht, um Gefährdungen abzuschätzen und weiteren Handlungsbedarf zu ermitteln. Nahezu gleichzeitig wurde ein Sanierungskonzept entwickelt und eine Kostenschätzung vorgenommen.

Während der laufenden Sanierungsarbeiten konnte festgestellt werden, dass nicht in jedem Fall die in den bisher verfassten Berichten nachgewiesenen, zum Teil hohen

Schadstoffkonzentrationen nachzuvollziehen bzw. durch Probennahme nachweisbar waren. Andererseits wurden durch die systematische Arbeit kontaminierte, bisher noch in keiner Dokumentation erfasste Bereiche, z. B. eine Fläche östlich des Gymnasiums, erkannt und saniert. Alle Ergebnisse der Arbeiten wurden in einer Sanierungsdokumentation zusammengefasst. Die Altlastensanierung auf dem Gelände der ehemaligen Garnison ist abgeschlossen.

### 3. Einbindung in die Landschaft

Da sich die Garagen, Hallen und Unterstände der militärischen Zweckbauten schlecht in die umgebende Landschaft einfügten und der noch vorhandene Baum- und Gehölzbestand bereits stark geschädigt war, galt es einerseits Konzepte der Anbindung der Garnison an den westlich gelegenen Naturraum zu entwickeln, andererseits innergebietliche Grünbereiche auszubilden, welche sich in das gesamtstädtische Freiraumsystem harmonisch einfügen.

Das Planungsgebiet wird durch einen zentralen Grünraum geprägt, der gleichzeitig mit den öffentlichen Nutzungen Busbahnhof und Gymnasium untersetzt ist. Um diesen Raum werden innerstädtische Wohnquartiere angeordnet, die ebenfalls wieder zentrale Grünräume aufweisen. Die öffentlichen Grünanlagen werden als Bereiche mit hoher Aufenthaltsqualität konzipiert. Dazu wird im ehemaligen Garnisonsgelände ein öffentlicher Park angelegt, der als Ruhe- und Erholungsraum dienen soll. In seiner Anlage und Gestaltung soll er jedoch keine Konkurrenz zum historischen Schlosspark darstellen. Die Parkanlage ist in Grünzonen von unterschiedlichem Erlebniswert gegliedert und erfährt eine interessante Gestaltung durch die Integration des Regenwasserrückhaltebeckens, dessen rein technischer Teil durch einen gestalteten Teil mit Uferzonenausbildung einschließlich Sitzterrassen ergänzt wurde.

Der Übergang zu den Grünstrukturen des Gymnasiums und des geplanten Freizeitbereiches südlich des Schulkomplexes ist fließend. Die Grünplanung des Gymnasiumsgebietes ist gekennzeichnet durch verschiedenartige Laubheckenpflanzungen an den Grundstücksgrenzen sowie prägende Solitäräume. Im Pausenhof erfolgte die Anlage einer Wasserfläche. Die Entwicklung eines Biotops, das unterrichtsnah von den Schülern selbst gestaltet und gepflegt werden soll, ist beabsichtigt.

Ein weiterer wichtiger öffentlicher Grünbereich ist das Gebiet südlich des Gymnasiums, welches jedoch als aktiver Freizeitbereich gestaltet werden soll, um Kindern und Jugendlichen ansprechende Betätigungsmöglichkeiten anzubieten. Das Grundkonzept besteht in einer naturnahen Gestaltung.

Die landschaftliche Einbindung des Planungsgebietes in das Stadtgefüge erfolgt über die Weiterführung der alleearartigen Lindenpflanzung in der Achse der verlängerten Schlossstrasse durch die verlängerte Achse der Clara-Zetkin-Straße (Louisenstraße) sowie der Verlängerung der Achse der Neuen Torstraße (Christian-Ludwig-Straße).

### 4. Verkehrliche Integration des ehemaligen Garnisonsgeländes

Die verträgliche Verkehrserschließung war ein konzeptioneller Schwerpunkt bei der Einbindung des ehemaligen Garnisonsgeländes in den Stadtbereich und der Neuplanung der inneren Erschließung des Planungsgebietes. Das ehemalige Garnisonsgelände hatte ursprünglich zwei verkehrliche Anbindungspunkte an das übergeordnete Straßennetz, die auch weiterhin erhalten bleiben, jedoch den Status von untergeordneten Anbindungen erhalten. Der heutige Grundgedanke der Gesamterschließung des Plangebietes basiert auf einer durchgängigen Nord-Süd-Verbindung, die im Süden eine Einbindung in das Bundesstraßennetz erfährt und im Norden an das innerörtliche Straßennetz herangeführt wird. In diese Nord-Süd-Verbindung wurde der Busbahnhof eingefügt. Die Integration des öffentlichen Personennahverkehrs an einem zentralen Punkt der Haupterschließungsachse ermöglicht die Unterstützung von Verhaltensänderungen zu Gunsten einer Verkehrsmittelwahl des ÖPNV. Der Busbahnhof ist außerdem in ein alternatives Wegenetz eingebunden, das es ermöglicht, wichtige öffentliche Einrichtungen wie Kreisverwaltung, Amtsgericht, Grundbuch- und Katasteramt sowie die historische Altstadt fußläufig zu erreichen.

Gleichzeitig besitzt der Busbahnhof für die Anbindung des Gymnasiums mit seinem regionalen Einzugsbereich große Bedeutung. Für die innerörtliche Erschließung des ehemaligen Garnisonsgeländes sind kurze Querverbindungen (Ost-West-Verbindungen) vorgesehen, die insbesondere die Fortführung des innerstädtischen Rad- und Fußwegesystems beinhalten und einheitlich als verkehrsberuhigte Bereiche in der Planung ausgewiesen werden sollen. Die innere Verkehrserschließung ist auch ein wichtiges Gestaltungselement des Wohnumfeldes. Dabei kommt der Straßenraumgestaltung der Anliegerstraßen eine besondere Priorität zu. Wichtig für die Integration des ehemaligen Garnisonsgeländes in das gesamtstädtische Gefüge war in erster Linie die dreifache Westanbindung des Geländes an die historische Altstadt.

### 5. Verzahnung mit anderen Planungen

Aufgrund der innerstädtischen Lage des Gebietes werden die Planungen für das ehemalige Garnisonsgelände mit anderen städtischen Planungen eng verzahnt, insbesondere mit der städtischen Rahmen- und Rahmenbereichsplanung der historischen Altstadt. Unter diesem Gesichtspunkt wurden parallel zur Entwicklung der Garnison die angrenzenden Bereiche des innerstädtischen Sanierungsgebietes planerisch überarbeitet. Ziel war es, gebietsübergreifende Entwicklungsstrukturen herauszuarbeiten und aufeinander abzustimmen. Die Parallelentwicklung wird das Zusammenwachsen zwischen historischer Altstadt und dem neuen Stadtteil fördern. Umfangreiche konzeptionelle Planungen, wie zum Beispiel das Einzelhandelsgutachten und das Verkehrsgutachten, nehmen direkten Bezug auf die Entwicklung des Garnisonsgeländes.

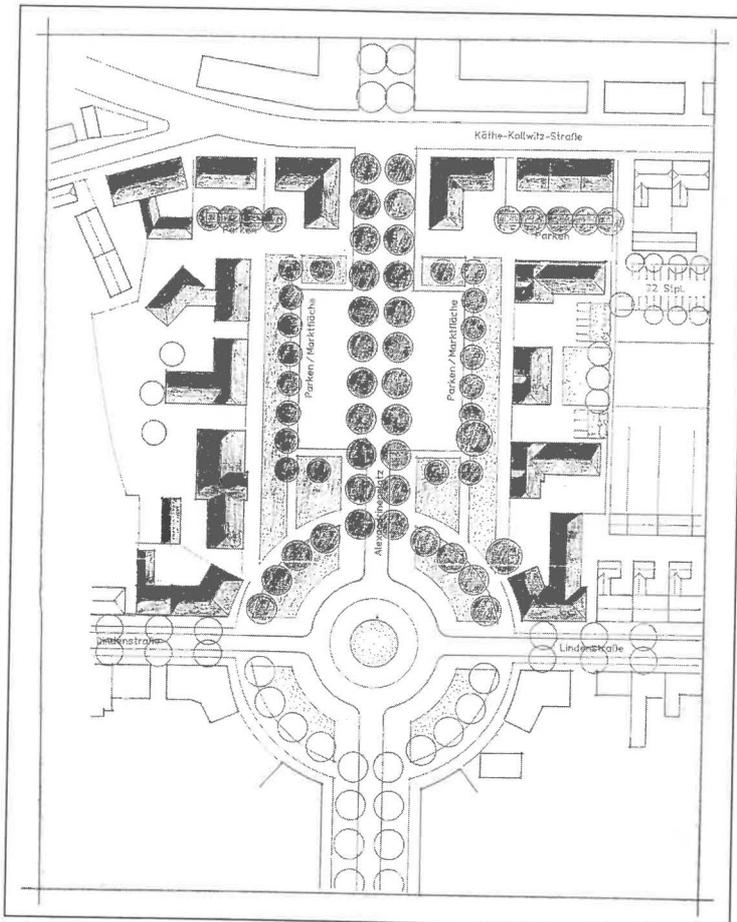


Abb. 4:  
Gestaltungsvorschlag  
Alexandrinenplatz.

Letztere wurde durch einen städtebaulichen Rahmenplan vorbereitet. Zur Zeit werden die verbindlichen Bauleitpläne aus dem Rahmenplan entwickelt und umgesetzt. So ist das Einkaufszentrum »Am Marstall« bereits im Bau und soll Ende 2000 seinem bestimmungsgemäßen Gebrauch übergeben werden.

#### 6. Neugestaltung des Alexandrinenplatzes

Parallel zur Entwicklung des ehemaligen Garnisonsgeländes wurde mit der Ausarbeitung und Umsetzung des städtebaulichen Rahmenplanes für den Bereich Alexandrinenplatz begonnen. Durch die ungeordnete Bebauungs- und Nutzungsstruktur wird die historische Straßenachse der Schlossstraße in ihrem Endpunkt Alexandrinenplatz erheblich gestört. Planungsziel ist es, die historische Bebauungsstruktur durch



Abb. 5: Alexandrinenplatz nach seiner Teilfertigstellung mit Blick in die historische Achse Schlossstraße

Schließung der Raumkanten wieder herzustellen und den Straßenraum sowie die Freiflächenbereiche neu zu gestalten.

Der die Stadtmitte verkörpernde Alexandrinenplatz wurde verkehrstechnisch als Kreisverkehr ausgebildet, da er durch die Öffnung des Garnisonsgeländes seine ehemals zentrale Bedeutung wiedererlangt. Damit wird zum einen gestalterisch der Form der Bebauungs- und Freiflächenstruktur entsprochen und zum anderen werden die funktionalen Ziele, die Schaffung eines bürgerlichen Stadtmittelpunktes, umgesetzt. Am Alexandrinenplatz werden die Gestaltungs- und Gliederungselemente der Schlossstraße, der bedeutendsten städtebaulichen Achse der Stadt Ludwigslust überhaupt, aufgegriffen. Die neu gestalteten und aufgeweiteten Freiflächenbereiche östlich des Platzes nehmen Markt- und Festplatzfunktion wahr und dienen der Erweiterung des innerstädtischen Parkplatzangebots. Darüber hinaus wird durch den Neubau einer Filiale der Kreissparkasse Ludwigslust und die Umnutzung des ehemaligen Gymnasiums als Kommunikations- und Jugendzentrum der Übergangsbereich in das Garnisonsgelände derart mit Leben und öffentlichen Nutzungen gefüllt, dass das Zusammenwachsen der historischen Altstadt mit dem ehemaligen Garnisonsgelände zu erwarten ist. Die Sanierung, Umgestaltung und Entwicklung des Alexandrinenplatzes mit seinen Randbereichen wurde zeitlich mit der Fertigstellung des Einkaufszentrums »Am Marstall« abgestimmt, um die Belebung der Innenstadt zu fördern.

## Die Autoren

HARALD BODENSCHATZ (1946), Stadtsoziologe und Stadtplaner, seit 1995 Professor für Planungs- und Architektursoziologie an der TU Berlin. Planerische Praxis in der Stadterneuerung. Längere Lehr- bzw. Forschungsaufenthalte in Italien, Brasilien, USA und Peru. Zahlreiche Veröffentlichungen zur Stadterneuerung, Stadtbaugeschichte und Architektursoziologie.

JOHANNES GEISENHOF (1948), Architekt, seit 1999 Professor an der Fachhochschule Coburg. Architektonische und planerische Praxis in der Stadterneuerung, insbesondere im behutsamen Umgang mit Baudenkmalern. Zahlreiche Veröffentlichungen im Bereich Denkmalpflege und Stadterneuerung.

KERSTIN GOTHE (1953), Studium der Architektur und Stadtplanung in Darmstadt und Berlin, seit 1980 Tätigkeit in freien Büros in Hamburg und Bremen und Stadtforschung an der Universität Oldenburg. 1985/86 Referendariat in Oldenburg, 1988-1993 Tätigkeit im Stadtplanungsamt in Hamburg Harburg, 1993-1995 eigenes Büro für Stadtplanung und Stadtforschung in Stuttgart. Seit 1995 Leiterin des Stadtplanungsamtes in Ludwigsburg.

HARALD KEGLER (1957), Studium der Architektur und Stadtplanung an der Hochschule für Architektur und Bauwesen Weimar (1978 bis 1983), 1986 Promotion über die Herausbildung der wissenschaftlichen Disziplin Stadtplanung in Deutschland. 1987-1999 wiss. Mitarbeiter am Bauhaus Dessau. Seit 2000 freischaffend als Stadt- und Regionalplaner, Gastprofessor an der Universität Miami/USA.

ERICH KONTER; Studium des Hochbauingenieurwesens, der Architektur und des Städtebaus sowie der Sozialwissenschaften in Saarbrücken und Berlin; nach der Promotion Mitarbeiter in Architektur- und Planungsbüros, wiss. Assistent und Gastprofessor an der RWTH Aachen und der TU Berlin. Arbeitsgebiete Professionsgeschichte, Planungstheorie und -geschichte, Residenzforschung, Nachhaltigkeit und Raumplanung.

LI PATZELT (1963); Studium der Fachrichtung Bauwesen an der Ingenieurschule Wismar; seit 1993 im Stadtplanungs-, Umwelt- und Bauamt der Stadt Ludwigslust. HANS JÜRGEN ZIMMERMANN (1942) ist Diplolandwirt und seit 1990 hauptamtlicher Bürgermeister der Stadt Ludwigslust.

HANS SCHULTHEIß (1953); Studium der Geschichte, Germanistik und Erziehungswissenschaften an der Universität Freiburg i. Br. Von 1986-1990 wiss. Angestellter am Historischen Institut der Universität Stuttgart. Schriftleitung der Zeitschrift „Die alte Stadt“ und Bühnenautor historischer Begebenheiten.

DIETER ZANDER; Nach Abitur und Mauererlehre 1959 bis 1965 Studium der Architektur an der TU Dresden, Vertiefungsrichtung Industriebau. 1965-1990 Konservator an der Arbeitsstelle Schwerin des Instituts für Denkmalpflege der DDR. Seit 1991 Landeskonservator und Leiter des Landesamtes für Denkmalpflege Mecklenburg-Vorpommern.